Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethleffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Fehrle (Heidelberg); Prof. Fischer (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbok (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüers (München); Prof. Mielke (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Peßler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schultz (Königsberg); Prof. Schultze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Zaunert (Wilhelmshöhe); Dr. Zeiß (Frankfurt/M.).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gautzsch bei Leipzig, Ring 35, und Dr. phil. Bruno Kurt Schultz, München, Neuhauserstr. 51.

Verlag: J. F. Lehmann, München SW. 4, Paul Heyse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 8.—, Einzelheft M. 2.—.

Postscheckkonto des Verlags München 129.

Postsparkasse Wien 59 594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Krakauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt: Prag 62 730). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4845. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

4. Jahrgang | Heft 3 | Juli (Heuert) 1929

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.

Der gegenwärtige Stand unserer Kenntnisse von der Rassenkunde der Friesen.

Von Prof. Dr. Otto Reche.

Mit 19 Abbildungen.

Deformierte Schädel.

Durch eine Verkettung ungünstiger Umstände hat man lange Zeit eine völlig falsche Vorstellung von wichtigen Rasseneigenschaften der Friesen gehabt. Weil sie die Aufmerksamkeit der Anatomen erregten, waren in die Sammlungen fast nur Schädel geraten, die durch ihre scheinbar besonders primitive Form, durch starke Oberaugenwülste, stark zurücktretende Stirn und flache Wölbung der Hirnkapsel auffielen und durch diese Eigenschaften, bei ungenauer Untersuchung, an die höchst merkwürdige Form des damals gerade gefundenen Schädels aus dem Neandertale zu erinnern schienen. Auch R. Virchow wandte diesen scheinbar sehr primitiven Friesenschädeln seine Aufmerksamkeit zu, reiste sogar nach Holland und untersuchte das in den dortigen Sammlungen vorhandene Schädelmaterial;

in seiner umfangreichen Veröffentlichung[1]) äußerte er als Ergebnis seiner Untersuchungen die Ansicht, die Friesenschädel zeichneten sich durch eine Menge primitiver Eigenschaften aus, sie seien insbesondere außerordentlich niedrig, und diese Niedrigkeit sei so kennzeichnend für sie, daß man in allen von Friesen besiedelten Gebieten gleiche Formen treffe. Er glaubt einen besonderen „Friesentypus" feststellen zu können, der sich durch Niedrigkeit („Chamäzephalie") der Schädelkapsel, durch ziemlich stark variierenden Längen-Breiten-Index (im Mittel „mesozephal und zwar hart an der Grenze der Brachyzephalie"), durch meist ziemlich weit ausladende Jochbögen und durch ausgesprochene Neigung zur Schmalnasigkeit (Leptorrhinie) auszeichne[2]). Auch Virchow verglich seinen „Friesentypus" mit dem Neandertaler und glaubte starke Ähnlichkeiten im Bau der Schädelkapsel nachweisen zu können[3]).

Obgleich sich schon im Jahre 1864 Hurley[4]) gegen die Möglichkeit einer Verwandtschaft zwischen Friesen und Neandertaler gewandt hatte und trotzdem schon wenige Jahre nach der Virchowschen Arbeit (1880) H. v. Hölder[5]) gegen die Virchowschen Beweisführungen auftrat, hatte die große Autorität, die R. Virchow genoß, zur Folge, daß nur seine Arbeit in weiteren Kreisen Beachtung fand und daß es als bewiesen angesehen wurde, daß die Friesen — mindestens in sehr erheblicher Zahl — einen für europäische Verhältnisse merkwürdig primitiven Schädelbau hätten, der sogar Verwandtschaft mit der diluvialen Neandertalrasse zeige. Als typisches Stück galt dabei der Schädel des von Blumenbach so getauften Batavus genuinus, der die Niedrigkeit des Schädelgewölbes, die fliehende Stirn und die vortretenden Oberaugenwülste besonders deutlich zeigt (Abb. 1). Übersehen wurde dabei sogar der Umstand, daß Virchow selbst die Möglichkeit offen ließ, es könne sich unter Umständen bei den am meisten auffallenden Schädeln um künstliche (wenn auch unbeabsichtigte) Deformierung handeln, wie sie ähnlich kurz vorher aus einigen Gegenden Frankreichs beschrieben worden war.

---

[1]) R. Virchow: Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen mit besonderer Berücksichtigung der Friesen. Abdruck aus den Abhandlungen der Königl. Akademie d. Wissenschaften zu Berlin 1877. 390 Seiten, 5 Tafeln.

[2]) a. a. O. S. 217, 359—361.

[3]) a. a. O., S. 137 und 356: „Die Analogien mancher dieser Schädel mit dem Neandertaler sind so groß, daß die Frage berechtigt ist, ob derselbe nicht wirklich dieser Gruppe zugehört." Siehe auch die S. 54, 73, 236. R. Virchow erwähnt zugleich, daß Schaffhausen zuerst auf derartige Ähnlichkeiten hingewiesen habe.

[4]) Th. H. Hurley: The natural history review 1864.

[5]) H. v. Hölder: Über die in Deutschland vorkommenden, von Herrn Virchow den Friesen zugesprochenen niederen Schädelformen. Archiv f. Anthrop. Bd. 12, 1880 S. 315—358. — Er wendet sich gegen die Richtigkeit der Virchowschen Maße, gegen die Überwertung des Längen-Höhen-Index (der viel stärker von der Länge als von der Höhe abhängig sei und daher ein falsches Bild von der Höhe gebe), gegen die von Virchow verwendeten „Mittelzahlen" und dagegen, daß Virchow eine große Zahl krankhaft veränderter (mit Einsenkung der Umgebung des großen Hinterhauptsloches, als Folge von Rachitis) Schädel nicht ausgeschaltet, sondern gerade als Beweis benutzt habe („von den 33 von Herrn Virchow selbst gemessenen und als Beweis für das Bestehen eines besonderen friesischen Typus angeführten Schädeln zeigen 24 ein mehr oder minder bedeutendes anomales Verhalten"). Da auch von einem Teil der übrigen 18 durchaus unbewiesen sei, daß sie Friesen angehörten, „so verschwinden die vorgebrachten Beweise unter den Händen" (S. 329). Er kommt zu dem Ergebnisse, daß die Mehrzahl der von Virchow behandelten Schädel zum „Reihengräbertypus" gehöre. Die Zahl der untersuchten Schädel sei auch zu klein und überdies „gerade wegen ihrer Niedrigkeit ausgewählt".

Immerhin hatte diese weit verbreitete Meinung, die Friesen (besonders die Westfriesen und überhaupt viele Niederländer) seien ein fast uneuropäisch primitiver Typus und enthielten möglicherweise Reste der diluvialen äußerst niedrig stehenden Neandertalrasse (mit der außerdem Lombroso seinen Verbrechertyp als atavistischen Rückschlag in Zusammenhang bringen zu können glaubte), eine für die wissenschaftliche Erkenntnis wohltätige Folge: die Niederländer fühlten sich durch diese Anschauung sozusagen „anthropologisch deklassiert" und begannen, sich gegen diese Herabsetzung zu wehren, d. h. sie gingen daran, selbst größere

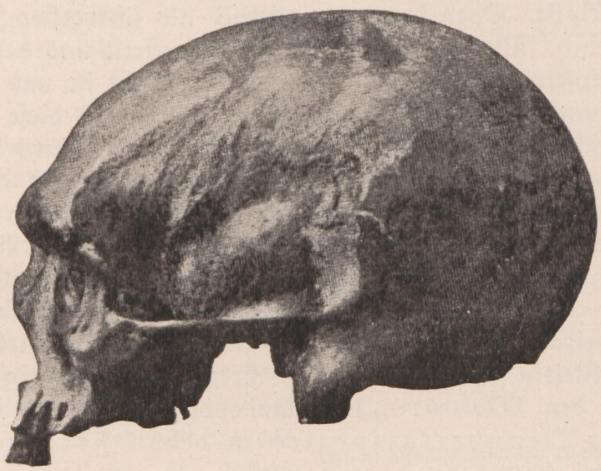


Abb. 1. Schädel des „Batavus genuinus" (nach Barge).

Schädelserien zu untersuchen und nachzuprüfen, ob denn wirklich in den Niederlanden und besonders in West-Friesland so primitive Leute wohnten; sie hatten ja aus dem täglichen unmittelbaren Umgang mit ihren Landsleuten den Eindruck, daß sie durchaus nicht auffallend primitiv seien. Und man beschränkte sich nicht nur auf Schädelstudien, sondern begann auch die lebende Bevölkerung auf Formen und Farben zu prüfen. So sind wir heute in der glücklichen Lage, über die Niederländer und speziell über die West-Friesen etwas mehr aussagen zu können, als über sehr viele andere europäische Gruppen, wenn auch unsere Kenntnisse noch erheblich ausgebaut werden müssen.

Eine ganze Anzahl von Gelehrten hat sich diesen Fragen gewidmet; als wichtigste Namen seien nur folgende genannt: A. Folmer, H. C. Folmer, H. Sasse, J. Az. Sasse, J. C. de Man, J. M. van Bemmelen, A. E. van Giffen, J. H. F. Kohlbrugge, L. Bolk, J. A. J. Barge, W. Luepkes und D. J. H. Nyèssen; eine umfangreiche Bibliographie findet sich neuerdings bei Nyèssen[6]).

[6]) D. J. H. Nyèssen: The passing of the Frisians, Anthropography of Terpia. Haag, 1927. — Als wichtigste Arbeiten seien hier nur angeführt: A. Folmer: Twee gropen Terpschedels, 1885. — De Groninger en Friesche Terpschedels in de laatste 3 jaren verzameld. 1890. — Nederl. Schedels. 1892. — H. C. Folmer: De eerste bewoners onzer zeekusten. 1900. — Die ersten Bewohner der Nordseeküsten in anthrop. Hinsicht verglichen mit den gleichzeitig lebenden Germanen in Mitteldeutschland. Arch. f. Anthrop. 1900. — H. Sasse: Bijdrage tot de kennis van den schedelvorm der Friezen. 1878. — J. Sasse: Over Friesche schedels. 1895. — Zur Anthropometrie der Bewohner der holländisch-friesischen Insel Terschelling. 1914. — J. de Man: Bijdrage tot de kennis v. d. schedelvorm in Walcheren. 1885. — J. M. van Bemmelen: Beschouwingen over het tegenwoordig standpunt onzer kennis van de Nederl. Terpen. Leiden 1907. — J. H. F. Kohlbrugge: Zur Anthropometrie holländischer Fischer. Hand. Ned. Anthrop. V. 1904

Leider ist die Mehrzahl der Veröffentlichungen nach heutigen Begriffen unvollständig und in der Methodik wenig brauchbar; besonders störend sind die verschiedenartigen Meßmethoden, das Fehlen größerer zuverlässiger Reihen absoluter Zahlen und die ausgedehnte Verwendung arithmetischer Mittelzahlen, selbst bei kleinen Reihen, wobei dann die Schlußfolgerungen hauptsächlich auf die nichts weniger als typischen Mittelzahlen aufgebaut werden; außerdem spielt selbstverständlich noch der „Längen-Breiten-Index", und zwar mit seiner starren Gruppeneinteilung in „Dolichozephale", „Mesozephale" und „Brachyzephale" eine verhängnisvolle Rolle. Dazu kommt, eigentlich als schwerster Fehler, daß meist das genaue historische Alter der Schädel nicht festgestellt und daß meist Material aus den verschiedensten Perioden durcheinander gemischt ist und als gleichwertig und gleichaltrig untersucht und bewertet wird; daß auf diese Weise eine Erkenntnis der rassischen Verhältnisse und des rassischen Werdens der Bevölkerung unmöglich erreicht werden konnte, ist ohne weiteres klar. So ist es auch zu erklären, daß bisher eigentlich jeder Untersucher zu einem anderen Ergebnisse kam.

Die erste Klärung und überzeugende Widerlegung der Ansicht von einer Verwandtschaft zwischen Friesenschädel und Neandertaler ist G. Schwalbe zu danken[7]). Dieser besonders gute Kenner der Neandertalrasse vergleicht alle wichtigen Einzelheiten der beiden Typen und findet nirgends wirkliche Zusammenhänge; die Ähnlichkeiten sind nur scheinbar. Er zerstört endgültig die R. Virchowsche Theorie mit den Worten: „Ich glaube bewiesen zu haben, daß *nichts berechtigt, die Neandertalspezies mit den Friesenschädeln in genetische Beziehung zu bringen.*"

Ungeklärt blieb aber immer noch, auf was die wirklich auffallende und oft flache Form mancher Schädel, besonders solcher von den Inseln der Zuider Zee (Marken, Urk, Schokland) zurückzuführen sei. Zwar hatte schon v. Hoelder darauf hingewiesen, daß ein erheblicher Teil der von R. Virchow untersuchten Schädel eine auf Rhachitis zurückzuführende Einsenkung der Umgebung des Hinterhauptsloches und infolgedessen eine geringere Höhe der Schädelkapsel aufwies; aber das gab noch keine Erklärung für die bei vielen Schädeln sich findende stark zurücktretende „fliehende" Stirn, die merkwürdigerweise (im Gegensatz zu allen Beobachtungen bei anderen Rassen) bei den weiblichen Schädeln stärker ist, als bei den meisten männlichen. Das Verdienst, diese Frage endgültig geklärt zu haben, gebührt J. A. J. Barge, der auf der Insel Marken an Ort und Stelle die von verschiedenen Autoren vermutete künstliche *Schädeldeformation* wirklich fand und mit allen Einzelheiten abbildete und beschrieb[8]), allerdings nachdem schon vorher L. Bolk kurz auf das Vorhandensein der Deformation hingewiesen hatte.

Nr. 2. — L. Bolk: De verspreiding van het blondine en brunette type in ons land. 1905. — De bevolking van Nederland in hare anthrop. samenstelling. 1908. — Über die Körperlänge der Niederländer und deren Zunahme in den letzten Dezennien. 1914. — Over den inder cephalicus en de absolute maten v. h. hoofd der bevolking v. Nederland. 1920. — Samenstelling en herkomst der Nederl. bevolking. 1924. — J. A. J. Barge: Beiträge zur Kenntnis der Niederländ. Anthropologie. Z. f. Morph. u. Anthrop. 1913. — Friesche en Marker schedels, Bijdrage tot de kennis van de anthropologie der bevolking van Nederland. 1912. — D. J. H. Nyèssen: Frisias Future. Genetica Bd. 50. IX. 1927. — A. E. van Giffen: Twee laat-neolithische grafheuvels ten Z. v. Zeyen, Gem. Vries. N. D. Volksalm. 1925.

[7]) G. Schwalbe: Neandertalschädel und Friesenschädel. Globus. Bd. 81 Nr. 11, 1902. S. 165—174.

[8]) J. A. J. Barge: Friesche en Marker Schedels. 1912 und: Beiträge zur Kenntnis der Niederländischen Anthropologie. Zeitschr. f. Morphol. u. Anthrop. Bd. 16. 1913. S. 328 ff. und S. 465 ff.

Sowohl männliche wie weibliche Kinder erhalten sofort nach der Geburt eine für beide Geschlechter völlig gleiche Mütze aufgesetzt, die „ein unentbehrliches Stück aus der Säuglingsgarderobe" ist[9]). Sie ist recht kompliziert zusammengesetzt und besteht aus fünf Teilen, von denen zwei dreieckig geformte Tücher sind, deren Bänder unter dem Hinterkopf zusammengebunden werden. Durch diese Tücher und Bänder wird nun (Abb. 2) auf den noch sehr bildsamen Säuglings- und Kinderkopf (zumal die Bänder kräftig angezogen werden) ein ununterbrochener Druck ausgeübt, der hauptsächlich den auf der Abb. 2 zwischen den Punkten a und d gelegenen Teil des Stirnbeines und des vorderen Abschnittes der Scheitelbeine trifft und diese abflachen muß; zwischen a und d liegen die beiden aufeinander gelegten dreieckigen Läppchen, bei b und c werden die Bindebänder verknüpft. Die deformierende Wirkung muß um so größer und nachhaltiger sein, als die Kinder diese Haube außerordentlich lange und ununterbrochen tragen, die Knaben etwa bis zum 6. oder 7. Lebensjahre, die Mädchen gar bis zum 16.—17. Jahre, von welchem Zeitpunkte ab sie die Weibermütze aufsetzen (die aber lockerer sitzt und kaum einen deformierenden Einfluß ausüben kann). Die Mützen werden also bei den Mädchen bis zu einem Zeitpunkte getragen, in dem der Kopf längst so fest geworden ist, daß er seine Form nicht mehr verändern kann: er muß also die durch die Kindermütze hervorgerufene Abflachung zeitlebens behalten. Bei den Knaben ist, je nach der individuellen Veranlagung, noch ein Ausgleich der Kopfform, eine Wiederannäherung an die Norm möglich; aber bei manchem Knaben wird auch schon im 6. oder 7. Lebensjahre die Festigkeit so groß sein, daß die Deformation in der Hauptsache bestehen bleibt. Der Unterschied in der Dauer des Tragens erklärt nun auch, daß bei den Mädchen die Deformation im Durchschnitt erheblich größer ist, als bei den männlichen Personen. Wie Barge feststellen konnte, sind sich die Insulaner übrigens selbst über die deformierende Wirkung der Kinderhauben klar; einer der Marker sagte ihm, seine Frau und er zögen die Bänder an den Mützen der Kinder nicht so straff an, „denn es ist so häßlich, wenn die Kinder solche fremde Köpfe bekommen, besonders wenn es Knaben sind; die Mädchen tragen später doch immer eine Mütze und dann kann man es nicht sehen".

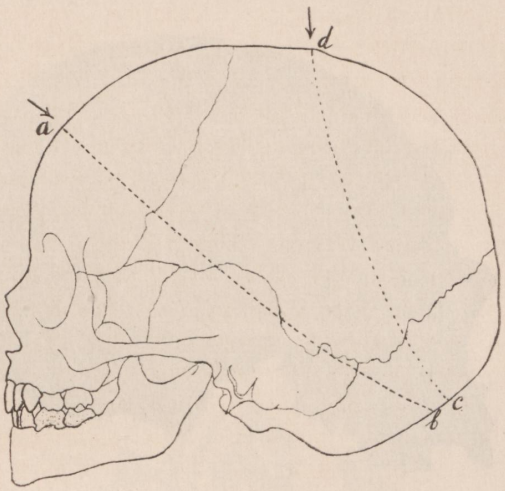


Abb. 2. Druckwirkung der Kinderhaube auf den Schädel; Insel Marken (nach Barge).

Barge hebt mit Recht hervor, daß durch diese Kindermützen ganz genau die Schädelform zustande kommen muß, die bisher so viel Aufsehen erregt hat: die stark fliehende Stirn (hauptsächlich bei den weiblichen Schädeln) mit dem niedrigen Scheitel und dem verlängerten Hinterhaupt; und vielleicht ist, diese Vermutung möchte ich hier äußern, die bei den männlichen Vertretern sich nicht selten findende starke Vorwölbung und Entwickelung der Oberaugenwülste auch hiermit in Zusammenhang zu bringen: diese Stelle des Stirnbeines ist völlig

[9]) J. A. J. Barge: a. a. O. 1913, S. 513.

druckfrei, während dicht über ihr ein starker Druck einsetzt; diese Überaugenpartie wird also beinahe etwas nach vorn herausgepreßt, kann sich mindestens unbehindert entwickeln. Ist man sich erst über die Tatsache der Deformation klar, so erkennt man sie auch deutlich am Lebenden und am Schädel, wie ein Blick auf die Abb. 1 und auf Abb. 3—5 zeigt; bei den zwei männlichen Schädeln ist die Abflachung des Stirnbeines (wodurch eine „fliehende" Stirn entstand) besonders deutlich, bei dem weiblichen die Abflachung des Scheitels und das Hineinbeziehen des größten Teiles des Stirnbeines in diese Abflachung; derartig deformierte Schädel müssen natürlich eine verhältnismäßig geringe Schädelhöhe haben. Auch der von Barge abgebildete und hier wiedergegebene Mädchenkopf läßt trotz der Mütze die abgeflachte „fliehende" Stirn gut erkennen. Barge spricht übrigens mit Recht die Vermutung aus, daß „eine planmäßige Untersuchung diese Deformierung auch in anderen Orten der Niederlande nachweisen würde"; man wird also nicht überrascht zu sein brauchen, wenn sich auch anderswo derartig verunstaltete Schädel finden, und mindestens ein Teil der von R. Virchow aus anderen Gebieten beschriebenen abgeflachten Schädel wird seine Form einer derartigen Deformation verdanken: der von R. Virchow aufgestellte „Friesentypus" ist auf jeden Fall ein Deformationsprodukt (künstlicher oder pathologischer Natur).

Abb. 3. Männlicher deformierter Schädel von der Insel Marken (nach Barge).

Abb. 4. Weiblicher deformierter Schädel von der Insel Marken (nach Barge).

Vielleicht interessiert in diesem Zusammenhange, daß sich genau die gleiche Deformation an Schädeln aus der Familie des Schwedenkönigs Magnus Ladulås (1240—1290) gefunden hat; diese sind in der Kirche von Riddarholm in Stockholm begraben und wurden von C. M. Fürst anthropologisch untersucht[10]). Die Königin Helwig (die Gemahlin des Königs) und ebenso seine Tochter Rikissa hatten ganz auffallend in der Scheitelpartie abgeflachte und zugleich im Hinterhaupt verlängerte Schädel, die außerordentlich an den hier in Abb. 4 wiedergegebenen weiblichen Marker Schädel erinnern und ohne jeden Zweifel einer

[10]) C. M. Fürst och M. Olsson: Magnus Ladulås ock Karl Knutssons gravar i Riddarholmskyrkan. Stockholm 1920.

gleichen Kindermütze ihre Deformation verdanken; und auch der Schädel des Enkels des Königs, des Prinzen Magnus Birgerson, zeigt die Veränderung, wenn auch schwächer, als die Frauen. Fürst stellte fest, daß die Königin Helvig aus einer holsteinischen Familie stammte, wo zu der Zeit der Brauch der künstlichen Deformation durch Kindermützen noch bestanden habe; möglich, daß der Brauch durch die eingewanderten Friesen dorthin verschleppt war. Der Brauch hat sich in Schweden nicht eingebürgert, blieb auf die königliche Familie beschränkt. Übrigens hatte auch Ingeborg, die zweite Tochter der Königin Helvig, einen ebenso deformierten Schädel; sie wurde die Gemahlin des Dänenkönigs Erik Menved.

Abb. 5. Mädchen von der Insel Marken mit Kindermütze (nach Barge).

Weitere Aufklärungen über den Rassentypus der Friesen brachten die besonders von L. Bolk vorgenommenen Untersuchungen an Lebenden (wobei auch die Körpergröße und die Farben berücksichtigt wurden)[11] und eine umfangreiche Arbeit von D. J. H. Nyèssen[12], der das ganze Problem der niederländischen Friesen von allen Seiten behandelte, das Schädelmaterial nach Möglichkeit genau nach dem historischen Alter sortierte und verglich und auch die bisherigen Ergebnisse der Vorgeschichte, der Siedelungsforschung und der Sprachuntersuchung mit heranzog; besonders ausführlich ist seine Untersuchung über Entstehung und Alter der „Terpen", jener künstlichen Erdaufschüttungen, die über der höchsten Flut gelegen, große Teile des eigentlichen Friesland erst bewohnbar machten und die für die Rassenkunde des Volkes deshalb wichtig sind, weil sie in ihren tiefsten Schichten die Knochenreste der ältesten Bevölkerung enthalten.

Jeder der Bearbeiter hatte sich als erstes die Frage vorzulegen: welche Bevölkerungen sind als Angehörige des Friesenstammes anzusehen; diese Frage war ja auch durch R. Virchow dadurch einigermaßen verwirrt worden, daß er seinen „friesischen Typus" an vielen Stellen außerhalb des friesischen Gebietes festgestellt zu haben glaubte.

---

[11] L. Bolk: De verspreiding van het blondine en brunette type in ons land 1905. — De bevolking van Nederland in hare anthrop. samenstelling. 1908. — Über die Körperlänge der Niederländer und deren Zunahme in den letzten Dezennien. 1914.

[12] D. J. H. Nyèssen: The passing of the Frisians. Haag 1927.

Geschichtlicher Rückblick.

Die ältesten historischen Nachrichten über die Friesen verdanken wir den Römern Tacitus und Dio Cassius[13]; sie erwähnen die Frisii bzw. Frisiones im Gebiete zwischen dem Flevo lacus (Zuidersee) und der Ems, also in den heutigen Provinzen Friesland, Groningen und Drenthe, wobei aber genaue Angaben fehlen, wieweit die den Meeresüberschwemmungen ausgesetzten Teile Frieslands und Groningens besiedelt waren; außer diesen Frisii majores werden noch Frisii minores genannt, über deren Sitze man sich nicht recht klar ist. Nach R. Much haben sie südöstlich der Zuidersee, zwischen dieser und dem Unterlaufe des Rheines gesessen, was aber von anderen bestritten wird. In dem Gebiete westlich der Zuidersee, in der heutigen Provinz Holland, scheinen zur Römerzeit die Canninefaten gesessen zu haben, von denen R. Much angibt, daß sie ein ausgewandertes Gauvolk der Chatten gewesen seien.

Abb. 6. Grenzen der friesischen und sächsischen Dialekte (nach Nyèssen).

Im frühen Mittelalter haben dann die Friesen ihr Gebiet längs der Meeresküste nach beiden Seiten, nach West und nach Ost, ausgedehnt: sie besetzten das Land der Canninefaten, die Rheinmündungsinseln und den bis nördlich von Brügge reichenden Teil des Bataverlandes. Nach Osten besiedelten sie die Küste bis zur Wesermündung und sogar noch etwas weiter, auf einem Gebiete, das bis dahin Ampsivarier und Chauken innegehabt hatten[14]. Wann das jetzige Nordfriesland, also die Westküste der Provinz Schleswig, zuerst von Friesen besiedelt wurde, ist noch nicht ganz sicher, aber man wird annehmen können, daß der Friesenzug, der nach den Fuldaschen Annalen im Jahre 857 unter Rorik stattfand und nach dem Marschgebiete nördlich der Eider ging, nur einer von mehreren gewesen sein wird; vielleicht stand die damalige Ausbreitung der Friesen mit der Sicherung des Seeweges: Rheinmündung, Nordseeküste, Eider, Schleswig, Skandinavien in Zusammenhang. O. Lehmann[15] erwähnt, daß das ganze Mittelalter hindurch Friesen in die schleswigschen Marschen eingewandert seien und zwar auch in die Gebiete von Eiderstedt, Büsum, Dithmarschen, Wilstermarsch, wo sie Kooge eingedeicht und dem Meere abgerungen hätten; noch in den Jahren

[13]) Zitiert nach R. Much: Deutsche Stammeskunde. Sammlung Göschen. 1900. S. 91 ff.

[14]) R. Much: a. a. O. S. 92.

[15]) O. Lehmann: Die Bevölkerung Nordfrieslands. Volk u. Rasse, Bd. I, Heft 1, 1926, S. 7—19.

1785—87 seien Friesen aus Delftzijl (Emsmündung) eingewandert und hätten den Kronprinzenkoog in Norderdithmarschen eingedeicht.

Nach der heutigen Verbreitung der friesischen Dialekte darf man das Friesentum und seine Verbreitung nicht beurteilen, denn überall scheint das Friesische zurückgedrängt worden zu sein; nicht nur in Nord- und Ostfriesland, sondern auch im Kernland, im niederländischen Friesengebiete; die friesische Bevölkerung hat offenbar — ohne selbst verdrängt zu werden — die Mundart der Nachbarn angenommen. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung ein Vergleich der von Nyèssen gebrachten Karten der Verbreitung der friesischen und sächsischen Mundarten in den Provinzen Friesland, Groningen und Drenthe (Abb. 6) und der Verbreitung der Hausformen; das friesische Haus erstreckt sich über fast ganz Groningen, wo aber kein Friesisch mehr gesprochen wird[16]). (Abb. 7.)

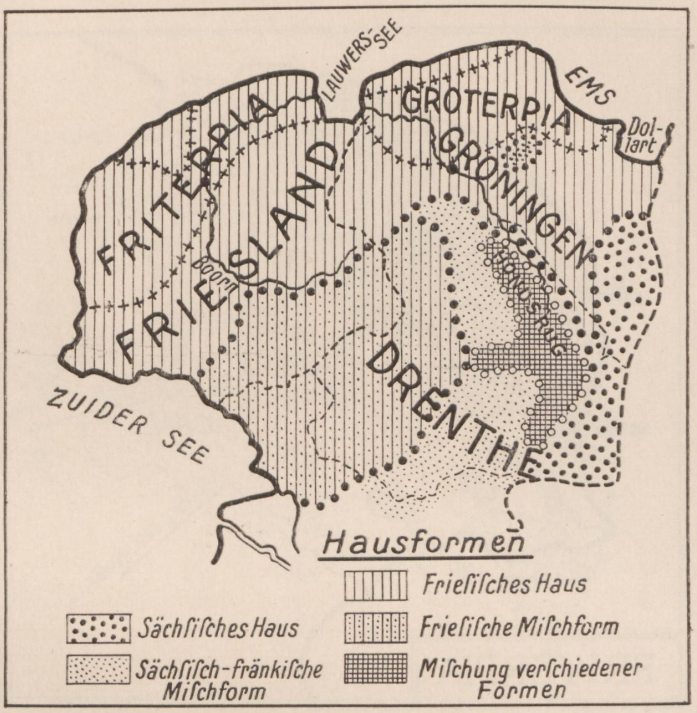


Abb. 7. Verbreitung der Hausformen (nach Nyèssen).

Vorgeschichtliches.

Für das Studium der Rassenzugehörigkeit eines Volkes ist es wichtig, wenn man über die geschichtliche Periode hinaus vorgeschichtliche Spuren verfolgen kann, denn es werden sich in vielen Bevölkerungen mindestens Reste der Urbewohner des Gebietes finden.

Friesland mag schon während des Diluviums eine, wenn auch sehr dünne Bevölkerung streifender Sammler und Jäger gehabt haben, die zunächst wohl der Neandertalrasse (Homo primigenius) angehört haben dürfte; Reste dieser Rasse sind ja nicht allzu entfernt bei Düsseldorf gefunden worden; aus friesischem Boden selbst sind bisher aber noch keine derartigen Reste (auch keine sicheren altsteinzeitlichen Kulturreste) zum Vorscheine gekommen. Überbleibsel dieser alten Bevölkerung haben sich nicht im Lande gehalten, wie ja auch nirgends in der Umgebung; die Einwirkungen der letzten Eiszeit haben hier wohl alles vertrieben. Dazu kam, daß Friesland infolge des Durchbruches des Ärmelkanals (bis dahin war England eine Halbinsel Europas gewesen) außerordentlich stark unter den Einfluß des Meeres geriet, daß es jetzt wohl überhaupt erst zu einem Küstenlande wurde. Als der Mensch nach der letzten Eiszeit wieder in diese Gegenden kam, fand er jedenfalls ein Gebiet vor, das zu einem großen Teile aus Sumpf- und

[16]) Nyèssen: a. a. O. S. 261 und 264; die Kärtchen sind nach J. T. Winkel und J. Gallee gezeichnet.

Moorstrecken bestand und in weiter Ausdehnung von der Flut überschwemmt wurde. Friesland blieb also zunächst unbewohnt, weil es offenbar für Primitive unbewohnbar war; und in Groningen liegen die Verhältnisse ebenso; beide Gebiete sind flach und zum Teile alluvialen Ursprunges. In der benachbarten Provinz Drenthe dagegen, die höher liegt und erheblich weniger Moore beherbergt, findet sich bald eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung; hier drang die nordische „Ertebölle-" (= Kjökkenmöddinger) Kultur ein, die offenbar in Jütland und Schleswig-Holstein ihre Heimat hat; die kulturelle und volkliche Verbindung zwischen Jütland und Drenthe ging wohl damals über einen Landstrich, der den heutigen Küsten vorgelagert war und im Meer versunken ist; Hannover ist zu jener Zeit äußerst fundarm, dürfte also nicht die verbindende Brücke gebildet haben. Sehr ausführlich hat die Verhältnisse der niederländischen Steinzeit Nils Åberg dargestellt[17]), indem er ältere niederländische Arbeiten und die gesamten in den Sammlungen befindlichen Funde berücksichtigte und unter neuen Gesichtspunkten bearbeitete.

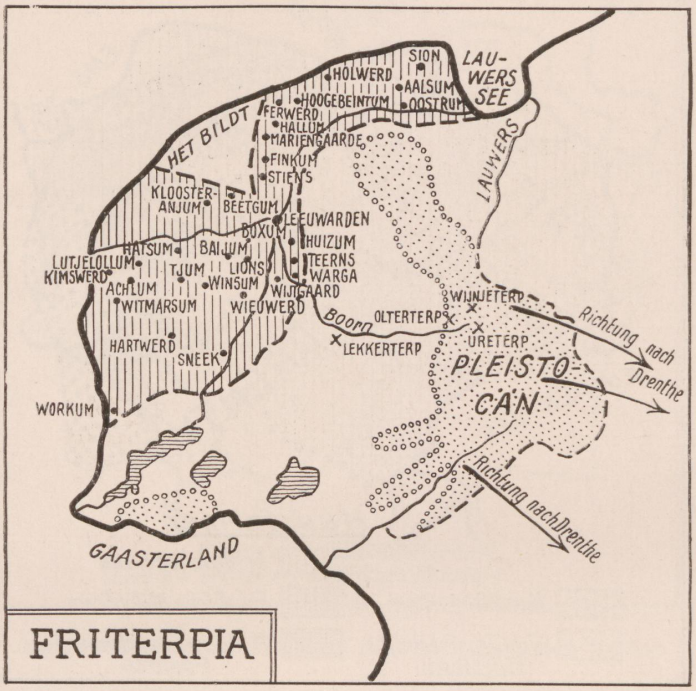


Abb. 8. Das Friesische Terp-Gebiet (nach Nyèssen).

Er sagt, daß schon in der Ertebölle-Periode, wie überhaupt während des größten Teiles der jüngeren Steinzeit (zu deren ältesten Abschnitt er die Ertebölle-Kultur rechnet), die Niederlande in zwei verschiedene Kulturgebiete gespalten waren und ein „Übergangsgebiet zwischen zwei großen Kulturgruppen bildeten: der nordischen und der westeuropäischen"; in den Südprovinzen der heutigen Niederlande hatte sich damals in engem Zusammenhange mit Belgien und Frankreich die Campignien-Kultur ausgebreitet. Ertebölle- und Campignienkultur (die an sich in noch weiter zurückliegender Zeit irgendwie zusammengehangen haben müssen und sehr viele Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen aufweisen, miteinander ursprünglich verwandt sind[18])) sind in den Niederlanden und ebenso in den weiter östlich liegenden Gebieten damals durch ein großes fundleeres oder fundarmes Gebiet getrennt.

Gemeinsam ist noch beiden Zivilisationen das „Kernbeil aus Feuerstein", aus

[17]) Nils Åberg: Die Steinzeit in den Niederlanden. Uppsala Universitets Årsskrift. Bd. 1, 1916.

[18]) Das wird von Åberg aus der Gleichartigkeit der Gerättypen und aus deren späterer Entwickelung erschlossen, „die sich anfangs in beiden Gebieten ganz gleichförmig abspielt" (S. 6).

dem sich in beiden das „spitznackige" der Periode I und das „dünnackige" der Periode II entwickeln. Erst mit Periode II beginnt die Trennung der Zivilisationen, indem die dünnackigen Beile Unterschiede zeigen. Die Grenze zwischen beiden geht von da an „von der Zuidersee durch die Provinz Overijssel und setzt sich nach Deutschland hinein in die Gegend von Münster fort" [17]).

Das Vorhandensein der ausgesprochen nordischen Ertebøllekultur in den Nordprovinzen mit dem Zentrum in Drenthe läßt den Schluß zu, daß die erste nacheiszeitliche Bevölkerung (also sozusagen die „Urbevölkerung") dieses Gebietes rassisch aufs engste mit der damaligen Bevölkerung Dänemarks, also mit der nordischen Rasse, verwandt war; Skelettreste sind bisher aus dieser Periode leider noch nicht geborgen, so daß ein unmittelbarer Beweis für die Rassenangehörigkeit der Leute noch nicht zu erbringen ist.

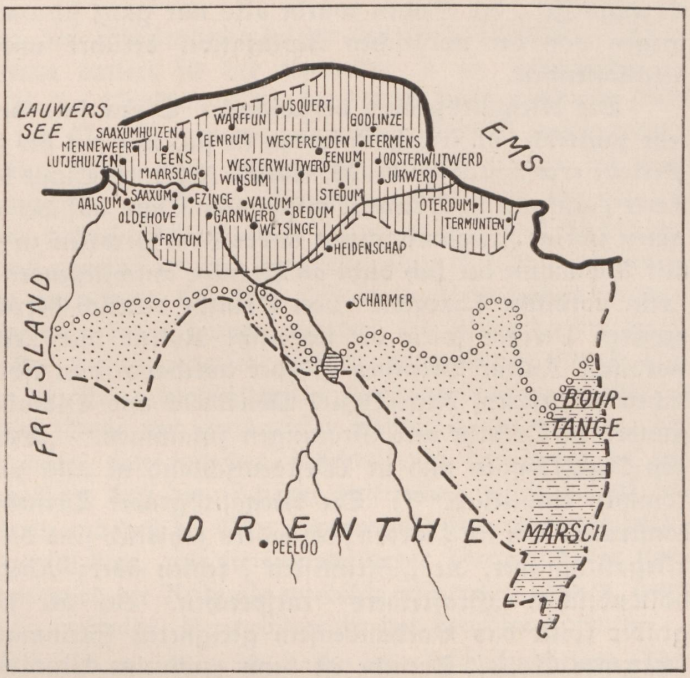


Abb 9. Das Groninger Terp-Gebiet (nach Nyèssen).

In der Weiterentwickelung der Zivilisationen zeigt die „westeuropäische" sehr bald ein auffallendes Festhalten an den alten Formen, eine deutliche „Rückständigkeit"; die Entwickelung gerät hier ins Stocken, während die der Nordprovinzen sich kräftig weiterbildet: hier entstehen jetzt die nordischen „dicknackigen" Äxte, die auf westeuropäischem Boden ganz fehlen. Auf der von Åberg entworfenen Fundkarte sieht man deutlich die außerordentliche Häufung von „dicknackigen" Äxten besonders in Drenthe, das schon seltenere Auftreten in den angrenzenden Provinzen Friesland, Groningen und Overijssel; nur insgesamt vier vereinzelte Stücke haben sich bisher weiter südlich gefunden, zwei in Gelderland, eine bei Nijmegen und eine in Limburg. Friesland und Groningen sind in dieser Periode offenbar nur in der unmittelbar an das hochgelegene Drenthe angrenzenden Zone besiedelt gewesen; nur dort sind bisher Funde zutage getreten; allerdings findet sich eine Ausnahme von dieser Regel: die ziemlich weit abgelegene, in die Zuidersee vorspringende breite Halbinsel Gaasterland, auf der heute Stavoren liegt, hat in ihrem südlichen Abschnitte aus dieser Zeit und auch aus späteren Perioden Funde geliefert, war also als isolierter Posten bewohnt; sie liegt höher als ihre Umgebung.

„Die verhältnismäßig scharfe Kulturgrenze, die schon während der II. Periode das nordische Gebiet von dem westeuropäischen trennt, prägt sich während der folgenden Entwickelung noch deutlicher aus." „Die Grenze läßt sich jetzt nur einseitig, vom Standpunkte der nordischen Kultur, feststellen, da sich auf west-

europäischem Gebiete keine neuen Typen von Äxten oder anderen Werkzeugen ausgebildet haben.“[19]) Wir werden daraus schließen können, daß andersartige, anthropologische Elemente in dieser Zeit nach den Nordprovinzen nicht gekommen sein werden; es bestand offenbar nur eine Verbindung nach Nordwestdeutschland und Dänemark, aber keine (oder nur eine sehr unvollkommene und gelegentliche) mit den niederländischen Südprovinzen und damit mit der westeuropäischen Kultur. Denn in den Südprovinzen „gibt es, mit einigen seltenen Ausnahmen, weder dicknackige Äxte noch Megalithgräber oder sonstige Gräber, noch auch keramische Erzeugnisse“; der Süden wurde also nur ganz schwach und vermutlich auf Umwegen von der nordischen Zivilisation berührt und stagnierte in seiner Abgeschlossenheit.

Die Megalithgräber verschiedener Typen sind besonders wieder in Drenthe sehr zahlreich; in Friesland finden sie sich nur auf der schon für die vorhergehende Periode erwähnten Halbinsel. Ebenso liegen die Dinge bei der Megalithkeramik: sehr starke Häufung in Drenthe, in Friesland nur auf der Halbinsel Gaasterland; das ganze übrige Friesland scheint unbewohnt gewesen zu sein, desgleichen Groningen mit Ausnahme der sich dicht an Drenthe anschließenden Zone. Åberg sagt, daß der „rein nordische Charakter“ von Drenthe deutlich hervortrete; nach dem Ende der zweiten Periode spiele die nordische Kultur hier „eine führende Rolle“. Diese nordische Kultur Drenthes ist aber durchaus nicht isoliert: „Die Funde im nördlichen Westfalen, Reg.-Bezirk Osnabrück und Oldenburg, hängen direkt mit den Funden in Drenthe und Groningen zusammen.“ „Das nordische Kulturgebiet in den Niederlanden und in Westdeutschland ist also zusammenhängend und vollkommen einheitlich.“[20]) Die Megalithgräber Drenthes sind übrigens genau so konstruiert wie im Norden; besonders zahlreich sind die Ganggräber. Die jüngsten Megalithgräber, die „Steinkisten“, fehlen aber; Åberg vermutet, daß ihnen die holländischen „Grafkelders“ entsprechen. Bei der Verbreitung der Megalithgräber spielt das Vorhandensein geeigneten Steinmaterials eine nicht zu unterschätzende Rolle: Drenthe ist denn auch eine Moränenlandschaft mit vielen erratischen Blöcken. Da sich auch in der Provinz Utrecht Moränenreste finden, kommen auch dort vereinzelte Megalithfunde vor, und Åberg meint, „es ist wahrscheinlich, daß die Gräber früher weiter verbreitet waren, als die Funde erkennen lassen. Daß sie sich gerade in Drenthe in so großer Anzahl erhalten haben, beruht teilweise auf dem heideartigen Charakter dieser Gegend. In volkreichen und dicht bebauten Gegenden hingegen waren die Gräber in höherem Grade der Zerstörung ausgesetzt“. Åberg nimmt auf Grund der innigen Verbindung der nördlichen Niederlande mit dem Zentrum der nordischen Kultur an, daß auch die Megalithgräberkultur aus dem Norden nach den Niederlanden gekommen ist; also wieder ein Wahrscheinlichkeitsbeweis für das Eindringen einer neuen Welle von Angehörigen der nordischen Rasse. Leider sind bisher keine noch meßbaren Skelette aus den Megalithgräbern geborgen worden.

Jünger als die Megalithgräberzeit ist die der „Einzelgräber“, „die auf nordischem Gebiet in Drenthe, aber auch südlich von dieser Provinz in Gelderland vorkommt“[21]).

Um diese Zeit kommt auch endlich ein neuer Zug in die holländischen Südprovinzen durch Eindringen der „Glockenbecherbevölkerung“; im Gegensatze zu

[19]) Nils Åberg: a. a. O. 1916, S. 15.
[20]) Nils Åberg: a. a. O. 1916, S. 20.
[21]) Nils Åberg: a. a. O. 1916, S. 50.

Åberg betont Rademacher[22]), daß es in den Niederlanden aber keine „echten Glockenbecher, wie im Rheinlande, Süddeutschland und an anderen Orten" gebe, wohl aber „Zonenbecher", die wohl unter dem Einfluß der Glockenbecher sich aus der gleichzeitigen mit ihnen in Berührung gekommenen nordischen Keramik gebildet haben. Die Glockenbecherkultur breitet sich aber fast nur in der Provinz Gelderland aus; „sie ist teilweise gleichzeitig mit der nordischen Kultur" Drenthes, auf die sie keinen merkbaren Einfluß ausgeübt hat. Diese Glockenbecherkultur ist nicht nordischen Ursprunges, sie kommt wenigstens aus dem Süden, aus Frankreich.

Etwa gleichzeitig mit der Glockenbecherkultur der niederländischen Südprovinzen scheinen (wenigstens datiert sie der Entdecker J. H. Holwerda so) mehrere Grabhügel zu sein, die bei Nierssen in der Landschaft Veluwe (Prov. Gelderland), also in einem zu den Nordprovinzen gehörenden Gebiet, ausgegraben wurden. In einem der Gräber kamen zwei menschliche Skelette zutage, die trotz ihrer außerordentlichen Brüchigkeit, dank der Sorgfalt Holwerdas, der sie zusammen mit der die Knochen umgebenden Erde in situ eingipsen ließ[23]) für die wissenschaftliche Untersuchung gerettet werden konnten. Das eine war das eines Mannes, das andere gehörte einer Frau. Die Frau scheint zuerst begraben worden zu sein, und für die Bestattung des Mannes wurden die Überreste der Frau offenbar beiseite geschoben. Die anthropologische Untersuchung wurde von A. W. Nieuwenhuis vorgenommen[24]). Trotz sorgfältigsten Herauspräparierens war es nicht möglich, die wichtigsten Maße mit genügender Sicherheit zu nehmen; der Bearbeiter war also gezwungen, sich mit der Beschreibung der Form zu begnügen. Nieuwenhuis erwähnt, daß der Schädel zweifellos dolichozephal sei, daß die Stirn schräg zurücktrete und daß die Oberaugenwülste gut entwickelt seien; die Schädel zeigen also Eigenschaften, wie sie innerhalb der Variation der nordischen Rasse liegen, und man wird die Reste als nordisch ansprechen können, denn eine andere Rasse kommt nicht in Frage; die mediterrane hat weichere Formen.

Falls die Datierung Holwerdas richtig ist, haben wir in diesen beiden Skeletten die ältesten anthropologisch untersuchten der niederländischen Nordprovinzen, also des stets unter dem Einfluß der nordischen Kultur befindlichen Gebietes, vor uns; auch der anthropologische Befund zeigt den nordischen Charakter.

Gegen Ende der Ganggräberzeit scheint nun, wie Åberg schließen zu müssen glaubt, die unmittelbare Verbindung mit dem nordischen Kulturzentrum zunächst aufgehört zu haben. Die aus dem Norden kommenden Kulturströmungen und Bevölkerungselemente scheinen ihre Richtung verändert zu haben; „sie gehen nunmehr direkt nach Süden und teilweise nach Osten", was besonders aus der Verbreitung der sogenannten „Bootsäxte" hervorgeht. Der direkte jütländische Einfluß hörte daher fast ganz auf, „etwas länger erhielten sich die Verbindungen mit dem hannoverschen Kulturgebiet"[25]). „Gegen Ende der Steinzeit beginnen die Wirkungen des Schwächerwerdens der nordischen Kulturverbindungen in der

---

[22]) E. Rademacher: Artikel Holland in Ebert: Reallexikon der Vorgeschichte. Bd. V. 1926, S. 340—350.

[23]) J. H. Holwerda: Tumuli bij Nierssen. Oudheidk. Mededeel. van het Rijksmuseum v. Oudheden te Leiden. II. 1908, S. 1—17.

[24]) A. W. Nieuwenhuis: De menschenresten uit den praehistorischen grafbouw bij Nierssen. Oudheidkund. Mededeel. v. h. Rijksmuseum van Oudheden te Leiden. II. 1908, S. 18—24.

[25]) Nils Åberg: a. a. O. 1916, S. 65.

ganzen niederländischen Kultur deutlich zutage zu treten, sowohl qualitativ wie quantitativ. Sämtliche Geräte degenerieren stark und werden gleichzeitig bedeutend seltener."

Mit dem Beginne der Bronzezeit hat also der nordische Einfluß fast ganz aufgehört, und „ein Blick auf die niederländische Bronzezeit ergibt auch, daß die Kultur damals sehr schwach entwickelt war und mit der reichen nordischen Kultur nicht in Berührung stand. Bronzesachen nordischen Typus fehlen während der älteren Bronzezeit vollständig, und aus der jüngeren sind nur zwei nordische Bronzen bekannt" [26]).

Überblicken wir die ganze Entwicklung während der niederländischen Stein- und Bronzezeit, so müssen wir immer wieder feststellen, daß die nördlichen Niederlande nichts sind als eine Kolonie nordischer Zivilisation und auch nordischer Rasse; jeder neue Fortschritt scheint durch eine neue Welle aus dem belebenden nordischen Born geschaffen zu sein, und dort, wo diese kulturspendende Welle nicht oder nur mit geschwächter Kraft hinkommt, tritt Stillstand und Hinabsinken der Zivilisation ein, oder wie Åberg es nennt, Degeneration. „Dies deutet an, daß die Initiative sowohl zur Aufnahme dieser Verbindungen zwischen dem Norden und Westeuropa, als auch zum Abbruch derselben, von der nordischen Kultur ausging." „Die hier berührten Verhältnisse machen also den Eindruck, als ob eine sehr expansionsfähige nordische Kultur bestanden hätte", die während der Steinzeit (von der primitiven Kjökkenmöddingerzeit an) ihren Einfluß auf große Teile der europäischen Westküste ausübte, sich dann aber zurückzog, als sie zur Ausdehnung nach Norden, Süden und Osten überging [27]). Das Zurückziehen aus dem Westen ist sicher durchaus freiwillig gewesen und Åberg glaubt, es darauf zurückführen zu müssen, daß um diese Zeit die nordische Kultur zu stärkerem Ackerbaue übergegangen sei und in Folge dessen mehr Interesse an den Binnenländern genommen hätte; vielleicht unterschätzt er da doch die Intensität des Ackerbaues in den vorhergehenden Perioden.

Sehr interessant ist jedenfalls, zu sehen, wie durchaus entscheidend in weiten Gebieten nordische Rasse und Kultur waren; es macht fast den Eindruck, als ob damals nur sie allein schöpferisch gewesen sind, denn überall, wo sie nicht mehr hingehen, degeneriert die Kultur. „Die Zivilisation ist offenbar während der ganzen Zeit auf Seiten der nordischen Kultur, nicht auf Seiten Westeuropas" [28]).

Faßt man all diese Beobachtungen und Überlegungen zusammen, so kommt man zu der Überzeugung, daß die steinzeitlichen Bewohner der nördlichen niederländischen Provinzen seit der Eiszeit bis zur Bronzezeit Angehörige der nordischen Rasse gewesen sind; nur aus dem nordrassigen Gebiet kamen immer neue Einflüsse, und gegen Süden war das Gebiet durch eine fast menschenleere Zone isoliert, die eine Mischung mit fremden Rassenelementen wohl ganz ausschloß.

Während also die Nordprovinzen in der Bronzezeit nur eine geringe und wenig aktive Bevölkerung (wohl die Reste der abgewanderten Steinzeitleute) hatten, dringt in die Südprovinzen, offenbar von der Rheinprovinz aus, eine Bevölkerung ein, die nach Rademacher aus den Stämmen der Glockenbecher- und

[26]) Nils Åberg: a. a. O. S. 72.
[27]) Nils Åberg: a. a. O. S. 74.
[28]) Nils Åberg: a. a. O. S. 74.

Jonenbecherkultur erwachsen ist[29]) und mit dem „südlichen urkeltischen Kreise" zusammenhängt. Also auch jetzt wieder nimmt der Süden eine ganz andere Entwickelung, als der Norden der Niederlande. Der Grund für diese scharfe Trennung dürfte ein geographischer sein: das Strömungsgebiet der ineinander übergehenden Rhein- und Maasarme dürfte damals ein außerordentlich breites, im Laufe sehr veränderliches, versumpftes, für den Menschen sehr wenig einladendes und schwer zu überwindendes Hindernis gewesen sein, das Nord- und Südniederlande fast hermetisch gegeneinander abschloß, und an dem sowohl die fortwährenden nördlichen wie die seltenen südlichen Kulturströme Halt machten.

Die Südprovinzen wurden nun ein Teil der „keltischen" „Urnenfelderkultur" der Rheinlande, übten aber keinen nachhaltigen Einfluß auf die Nordprovinzen aus.

Gegen Ende der Bronzezeit, in der V. und VI. Periode, beginnt im Norden Hollands neues Leben: von Osten her, also aus dem benachbarten Hannover, dringen Träger nordischer Kultur ein, die ohne Zweifel (auch nach Rademacher), Germanen gewesen sind. Während man also nichts darüber aussagen kann, ob die steinzeitlichen Bewohner der Nordprovinzen schon Germanen waren, oder ob sie einem anderen Stamme der nordischen Rasse angehörten, ist für diese Endperiode der Bronzezeit das Eindringen von Germanen sicher. Da man die Periode V etwa im 8. Jahrhundert v. Chr. enden läßt[30]), würde also das erste sichere Auftreten von Germanen in den Niederlanden für diese Zeit anzunehmen sein.

In den Südprovinzen macht sich dann eine „verblaßte, doch deutlich erkennbare Hallstattkultur" bemerkbar, die aber nicht über den Rhein nach Norden dringt; wohl aus den oben erwähnten geographischen Gründen; sie gehört unmittelbar zu Belgien und zur Rheinprovinz. „Sicher ist, daß bis zum Rheine (in den Niederlanden) eine keltische, der niederrheinischen Grabhügelgruppe (die von der Champagne bis etwa zur Lippe reicht) angehörige Bevölkerung saß".

Die in die Nordprovinzen eingedrungenen Germanen besiedelten wieder zunächst nur das hochgelegene Drenthe. Aber etwa um 500 v. Chr. geht die germanische Expansion weiter, dringt nach Süden bis zur Rheinmündung vor und beginnt auch, in das bisher stets vernachlässigte und menschenleere „amphibische" Gebiet Frieslands und Groningens vorzustoßen. Um sich gegen die Überflutungen des Meeres zu schützen, werden „Terpen" angelegt, also Erdaufschüttungen, deren Kronen über die höchsten Fluten ragen und die Wohnungen tragen.

Die Vorgeschichte zeigt also, daß die niederländischen Nordprovinzen ihre germanische Bevölkerung aus dem hannöverschen Gebiet erhalten haben; es dürften bereits die Vorfahren der Friesen gewesen sein; dafür, daß spätere germanische Wellen hier eingedrungen seien, fehlt jeder Anhaltspunkt; es ist auch unwahrscheinlich, denn übermäßig anziehend ist das Gebiet sicher nicht gewesen, weder das heidereiche und sandige Drenthe, noch die bisher unbesiedelbaren Friesland und Groningen.

Anthropologie der West-Friesen.

Gehen wir von den urgeschichtlichen Betrachtungen zur Anthropologie der Friesen über, so müssen wir feststellen, daß die Friesen ohne jeden Zweifel Germanen und wohl auch völlig reinrassige Angehörige der nordischen Rasse waren;

[29]) E. Rademacher: a. a. O. S. 348.

[30]) O. Montelius: Artikel „Bronzezeit" in Ebert: Reallexikon der Vorgeschichte. Bd. II. 1925, S. 188.

und in dem neu betretenen Lande haben sie auch keine anderen rassischen Elemente vorgefunden: es war seit der Eiszeit stets nur von Nordikern betreten worden.

Wie verhalten sich nun die Ergebnisse der Untersuchung der erhalten gebliebenen Knochenreste zu dieser Auffassung?

Aus der Ertebøllezeit und ebenso aus der jüngeren Steinzeit sind keine gut untersuchbaren Knochenreste bisher festgestellt worden (aus dem Ende der jüngeren Steinzeit stammt nur der Fund von Nierssen), ebensowenig natürlich aus der Bronzezeit, die ja nur eine sehr geringe Bevölkerung im Lande sah. Die ältesten gut erhaltenen Skelette stammen vielmehr aus den untersten Schichten der Terpen, gehören also Leuten an, die ohne Zweifel als Germanen zu bezeichnen sind. Anthropologisch läßt sich daher über die Bevölkerung früherer Perioden bisher fast gar nichts aussagen, erst mit der germanisch-friesischen Besiedelung Frieslands und Groningens (also etwa mit dem Jahre 500) beginnt die Möglichkeit genauer anthropologischer Feststellungen.

Wie oben bereits erwähnt, wurden diese dadurch sehr erschwert, daß fast alle bisherigen Untersucher die älteren Skelette nicht von den aus jüngeren Schichten der Terpen stammenden (die z. T. bis weit in die geschichtliche Zeit hineinreichen) trennten. Eine wahrscheinlich zuverlässige Sonderung hat erst Nyèssen in seiner neuesten Arbeit durchgeführt, an die ich mich hier auch im wesentlichen halte[31]).

Um über die Lagerungsverhältnisse ins Klare zu kommen, beschäftigt er sich zunächst mit dem stratigraphischen Aufbau der „Terpen" und unterscheidet dabei, weil sie nicht ganz miteinander zu identifizieren sind, die von Groningen von denen von Friesland. Das mit Terpen versehene Gebiet Groningens bezeichnet er kurz als „Groterpia", das von Friesland als „Friterpia". Die Abbildungen 8 und 9 zeigen die Grenzen. Die Terpen sind dasselbe, was man in den deutschen vom Meere bedrohten Küstengebieten als „Warft", „Warp", „Wurth" bezeichnet.

Die Hauptverwendungszeit der Terpen liegt etwa zwischen 500 v. Chr. und 800 n. Chr., seit welchem Termin die Eindeichung Frieslands begann, womit die Terpen als Wohnstätten meist überflüssig wurden; die großen Deiche wurden aber erst im 12. und 13. Jahrhundert ausgeführt[32]). Die Terpen wurden dann meist von der Bevölkerung verlassen. Es ist also möglich, daß auch recht rezente Skelette in den Terpen gefunden werden; um so wichtiger ist, daß die Fund-Umstände, die Art der Bestattung, etwaige Beigaben und die Tiefe der Schicht mit der größten Genauigkeit bei jedem Skelettfund festgestellt werden. Leider haben die früheren Untersucher das meist nicht berücksichtigt, und Nyèssen hält von den älteren Angaben nur die von Arend Folmer für einigermaßen zuverlässig, da dieser die Terpen selbst untersucht und die Skelette selbst geborgen und dabei auf das Alter der Schichten geachtet habe; allerdings bringt auch Folmer die Schädel bei der Beschreibung durcheinander, da er solche aus höheren Schichten zusammen mit denen aus den tieferen beschreibt, wenn sie den gleichen Typus zeigen. Auch gegen die Arbeit von A. J. A. Barge[33]) wendet er ein, daß sehr

---

[31]) D. J. H. Nyèssen: The passing of the Frisians. 1927.

[32]) H. C. Folmer: Die ersten Bewohner d. Nordseeküsten in anthropologischer Hinsicht. Arch. f. Anthrop. Bd. 26. 1900, S. 754 und J. M. van Bemmelen: Beschouwing over het tegenwoordige standpunt onzer kennis v. d. Nederlandsche terpen. Oudheidk. mededeel. v. h. Rijksmuseum v. Oudheden te Leiden. II. 1908, S. 51 ff.; bes. S. 140, 141, 147, 148.

[33]) A. J. A. Barge: Beiträge z. Kenntnis der niederländischen Anthropologie. Zeitschr. f. Morph. u. Anthrop. Bd. 16, 1913, S. 328 ff. und 465 ff.

heterogenes und der Herkunft und dem Alter nach sehr unsicheres Material verwendet worden sei, und zwar ohne entsprechende Kritik[34]).

Nyèssen berücksichtigt bei seiner vergleichenden Zusammenstellung nur die Schädel, deren Alter einigermaßen sicher ist, und bespricht der Reihe nach die Reste aus den ältesten Terpschichten (die der „Terp-Erbauer"), die mittelalterlichen (die der „Terp-Bewohner") und die modernen, wobei er die Friesen und die Groninger gesondert behandelt. Untersuchungen über die anderen Teile des Skelettes liegen überhaupt noch nicht vor und sind auch von Nyèssen nicht vorgenommen worden.

Während die älteren Bearbeiter des Schädelmaterials einen außerordentlich großen Wert auf die Indizes, und ganz besonders auf den von Anders Retzius eingeführten Längen-Breiten-Index des Schädels und auf dessen schematische Einteilung in „Brachyzephale", „Mesozephale" und „Dolichozephale" legten und hauptsächlich auf den Indizes ihre Schlüsse aufbauten, legt Nyèssen mit Recht mehr Wert auf die absoluten Maße. Er macht auch einen anderen Fehler seiner Vorgänger meist nicht nach: diese berechneten selbst bei noch so kleinen Serien stets die Durchschnittszahlen der Maße und Indizes (das arithmetische Mittel) und glaubten damit das Typische jeder Serie erfaßt zu haben, ohne sich darüber klar zu sein, daß sie so dem Zufall hilflos preisgegeben waren und daß es unmöglich ist, auf Grund von Mittelzahlen allein (zumal kleiner Serien) zu irgendeinem brauchbaren Ergebnis zu kommen; die Durchschnittszahlen wurden von manchen sogar so hoch geschätzt, daß sie überhaupt nur diese, bestenfalls außerdem noch die Maximal- und die Minimalzahl, angaben, so daß das von ihnen verarbeitete Material unter modernen Gesichtspunkten völlig unverwertbar ist. So war die Zahl der Schädel, mit denen Nyèssen operieren konnte, nur verhältnismäßig gering. Vielfach hatten die älteren Bearbeiter auch das Geschlecht der Schädel nicht mit berücksichtigt, eine Unterlassung, die zu schweren Fehlern führte.

Die ältesten Terpschädel.

Zur Feststellung der Rasseneigenschaften der „Terp-Erbauer" (also der in den ältesten Schichten gefundenen) verwendet N. nur das von A. Folmer gesammelte Material, und zwar 45 „Friterpians" und 23 „Groterpians". Auch N. gibt leider nicht alle Einzelmaße, selbst oft die wichtigsten nicht, sondern ordnet sie in Gruppen an, so daß man viele Einzelheiten in der Originalarbeit von A. Folmer nachsehen muß.

Bei den „Friterpians" fällt zunächst der sehr erhebliche Schädelinnenraum auf, der bei den Männern bis auf 1839 ccm steigt (Minimum 1276 ccm) und sogar einen Durchschnittswert von 1556 ccm (bei 28 ♂) erreicht; bei den 16 Frauen ist er allerdings erheblich geringer, zeigt nur einen Mittelwert von 1345 ccm, ein Minimum von 1139 und ein Maximum von 1485 ccm; die Einzelmaße sind nicht angegeben.

Bei den „Groterpians" haben 15 Männer ein Minimum von 1326 ccm, ein Maximum von 1680 und einen Durchschnittswert von 1547, 8 Frauen ein Minimum von 1163, ein Maximum von 1369 und einen Durchschnittswert von 1288. Der Geschlechtsunterschied der Durchschnittswerte ist bei den Groterpians beträchtlich größer, als bei den Friterpians, was aber auch ein durch die Kleinheit der Serien bedingter Zufall sein kann. Eine Vergleichstabelle von Kapazitätswerten, die germanische Reihengräberschädel (Alemannen und Burgunder), die

[34]) Nyèssen: a. a. O. S. 61, 62—65.

von Gildemeister[35]) untersuchten Altbremer Schädel und moderne Schweden anführt, ergibt, daß die durchschnittliche Kapazität bei Friterpians und Groterpians die größte ist.

Entsprechend der großen Kapazität finden sich auch bei der „größten Schädellänge", der „größten Schädelbreite" und der „Schädel-Höhe" sehr beträchtliche Werte, besonders natürlich bei den Männern. N. gibt folgende kleine Tabelle[36]) für die Länge:

	mittellange Schädel						lange Schädel				Durchschnitt
♂ + ♀	170	175	180	185	190	195	196	200	205	210	
	174	179	184	189	194		199	204	209	214	
45 Friterpians .	2	0	10	14	3	(6)	(3)	4	2	1	189
23 Groterpians .	6	1	4	6	1		2	2	1		184,7
29 Merovinger .	2	5	9	5	2		4	2			184

Bei dieser Tabelle ist leider nicht die Zahl der männlichen und weiblichen Schädel zu erkennen; zum Vergleich mit den Terp-Schädeln sind 29 „Merovinger" herangezogen, die von J. Sasse gemessen wurden und aus einem Gräberfeld bei Katwijk in Holland stammen[37]).

Bei weitem die längsten (im Durchschnitt) sind die Friterpians, die „Merovinger" die durchschnittlich kürzesten. Friterpians und Groterpians haben aber beide die häufigsten Maße um 185 herum mit stärkerer Betonung der Gruppe 185—189 mm; bei den Merovingern dagegen ist die Gruppe 180—184 stärker vertreten. Sehr bemerkenswert ist, daß unter den Friterpians nicht weniger als 7 Schädel eine auffallend große Länge von 200 mm und mehr haben, einer der ersten Serie mißt sogar 212 mm (ein äußerst seltenes Maß!). Die Terpschädel übertreffen auch die Durchschnittslängen anderer germanischer Reihengräberschädel, auch die der von R. Martin[38]) als besonders lang angegebenen modernen Schotten, die beim ♂ einen Durchschnitt von 187 mm aufweisen, bei der ♀ einen solchen von 179, bei Maximalzahlen von ♂ 204 und ♀ 193; auch die von Halfdan Bryn veröffentlichten rein-germanischen Norweger bleiben mit einem Durchschnittswert von 183,5 zurück.

Die „größte Schädelbreite" ergibt folgende Tabelle:

	schmal	mittelgroße Breite					große Breite		Durchschnitt
♂ + ♀	120	125	130	135	140	145	150	155	
		129	134	139	144	149	154	159	
45 Friterpians .			8	12	9	12	4		141
23 Groterpians .		1	3	8	4	5	2		140
29 Merovinger .	(1)	2(1)	3	9	6	8		1	139

[35]) J. Gildemeister: Neue Schädelfunde am Domberge in Bremen. Verh. d. Berl. Ges. f. Anthrop. usw. 1875. S. 120.

[36]) Nyèssen: a. a. O. S. 109.

[37]) Nyèssen: a. a. O. S. 107, „Merowinger" bedeutet hier übrigens nur, daß sie aus der merowingischen Zeit stammen; es können auch Nicht-Germanen dabei sein.

[38]) R. Martin: Lehrbuch d. Anthropologie, 1. Aufl. 1914. S. 662. — Nach Nyèssen haben die ♂ Friterp. einen Durchschnittswert von 194 mm, die ♀ von 183, die ♂ Groterp.

Der Durchschnittswert zeigt also keine großen Unterschiede, das Schwergewicht liegt bei allen drei Serien in den mittleren Maßen, allerdings mit einer gewissen Neigung zu den großen, was bei der großen Kapazität nicht überraschend ist; relativ ist die Breite aber gering.

N. vergleicht die Friterpians und Groterpians bezüglich der Länge und Breite, wobei sich ergibt, daß die Friterpians relativ länger aber ebenso breit sind, wie die Groterpians; das kann ein Typenunterschied sein, kann aber auch auf der Kleinheit des Materials beruhen, also eine Täuschung sein.

Besonderes Interesse verdienen die Höhen-Maße, zumal R. Virchow die Friesen für besonders flachköpfig gehalten hatte. N. verwendet leider nur die „ganze Höhe" nach R. Virchow und die Höhe nach E. Schmidt, welche beide theoretisch recht gut aber umständlich sind; da sich aber die Höhe nach R. Virchow[39]) meist nur sehr wenig von der heutzutage meist genommenen Basion-Bregma-Höhe unterscheidet, sei die Virchowsche Höhe hier in der von N. gegebenen Tabelle angeführt:

	Mittelhoch									Hoch				
	122	124	126	128	130	132	134	136			140	142	144	146
	123	125	127	129	131	133	135	137	138	139	141	143	145	147
38 Friterpians .	1	3	3	3	1	2	6	6	(2)		7	1	3	
23 Groterpians	1			4	2	4	5	1	1		2		2	1
17 Merovinger	1		2			3	7				2	1		

Der Mittelwert beträgt bei den Friterpians 134,7, bei den Groterpians 136, bei den Merovingern 135; in den Mittelwerten bestehen also nur geringe Unterschiede. N. gibt dann für die Basion-Bregma-Höhe wenigstens noch die Durchschnittszahlen:

Basion-Bregma-Höhe der Friterpians: . . . 133,7 mm
„ „ „ „ Groterpians: . . . 135 mm u. z. Vergleich:
„ „ „ „ v. Alamannen v. Augst: 133,8 mm
„ „ „ „ Schweiz. Burgundern: 132,5 mm

28 ♂ Friterpians haben einen Durchschnittswert von 136,3 mm (Virch. H.)
11 ♀ „ „ „ „ „ 131,1 mm
14 ♂ Groterpians „ „ „ „ 136,5 mm
9 ♀ „ „ „ „ „ 129,7 mm.

Die Untersuchung der Schädelhöhe ergibt also durchaus keine geringen absoluten Zahlen; die Friterpians liegen offenbar (soweit man bei der geringen Zahl aus dem Durchschnittswert Schlüsse ziehen kann, unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Einzelwerte) bezüglich ihrer Höhe durchaus im Bereich der germanischen „Reihengräber-Form", die Groterpians übertreffen diese sogar an

einen von 133, die ♀ Groterp. von 175; hier muß für die Grot. ♂ eine falsche Angabe vorliegen, zumal die von N. genannte Geschlechtsdifferenz von 16 nicht stimmt; ist letztere richtig, so ist die Durchschn.-Zahl der Groterp. ♂ 191.

[39]) R. Martin: Lehrbuch der Anthropologie, 1. Aufl. 1914, S. 527, definiert diese Höhe: „geradlinige Entfernung des Basion von demjenigen Punkte der Medianfagittalkurve des Schädels, der in einer im Basion errichteten, auf der Ohraugen- und der Medianfagittal-Ebene senkrechten Frontalebene gelegen ist."

durchschnittlicher Höhe. Auf jeden Fall zeigen beide Terp-Schädel-Gruppen Zahlen für die Höhe, die in der Mehrzahl im Bereich des oberen Endes der Gruppe „mittelhoch" liegen. Daß R. Virchow bei seinen Untersuchungen zu der Überzeugung kam, die Friesen hätten besonders niedrige Schädel, lag einerseits an der Mitverwendung pathologisch (s. o.) niedriger Schädel, teils daran (darauf hat schon v. Hölder[40]) hingewiesen), daß er hauptsächlich den Längen-Höhen-Index

Abb. 10. Terpschädel aus Valkum, Groningen (nach Nyèssen).

verwendete, der infolge der besonders großen Länge der Schädel (also nicht infolge der geringen Höhe) besonders niedrige („chamäzephale") Werte ergeben und damit eine relativ geringe Höhe vortäuschen mußte.

Die Ergebnisse seiner Untersuchungen faßt R. in folgenden Worten zusammen: „Die Friterpians sind viel länger und etwas niedriger als die Groterpians." Das stimmt für die Längen des vorliegenden Materials, aber nicht für die Höhen, wenn man die Geschlechter voneinander trennt, was die Vorbedingung für ein zu fällendes Urteil ist. Aber der Unterschied der Länge ist nicht sehr groß und kann durchaus dadurch verursacht sein, daß bei der Kleinheit des Materials zufällig bei den Friterpians besonders große, bei den Groterpians besonders kleine Schädel erhalten blieben; es können auch Fehlbestimmungen des Geschlechtes mit im Spiele sein (der Durchschnittswert der Länge bei den ♀ Friterpians kommt mir da verdächtig vor!); ergäbe sich z. B., daß die beiden längsten angeblichen ♀ Schädel männlich sind, so würde für die durchschnittliche Länge der Männer und Frauen bei der Kleinheit der Serie schon eine nicht unerhebliche Verminderung und damit Annäherung an die Groterpians zustande kommen. Und was die Schädel-Höhe anlangt, so ist zwar der Durchschnittswert der ♂ Friterpians etwas kleiner, als der der ♂ Groterpians, aber dafür übertreffen die ♀ Friterpians die ♀ Groterpians (übrigens vielleicht auch ein Hinweis auf die Möglichkeit, daß sich unter den ♀ Friterpians ♂ Schädel befinden könnten).

[40]) H. v. Hölder: Über die in Deutschland vorkommenden von Herrn Virchow den Friesen zugesprochenen niederen Schädelformen. Arch. f. Anthrop. Bd. XII. 1880, S. 326. — Es ist meiner Meinung nach hier noch zu berücksichtigen, daß gerade bei ♂ nordischen Schädeln oft die Überaugenwülste recht kräftig entwickelt sind; dadurch wird die „größte Schädellänge" noch größer, der Längen-Höhen-Index also noch kleiner, die Schädelhöhe erscheint dann noch geringer.

Unter vorsichtiger Berücksichtigung aller Umstände wird man also sagen müssen: die zur Untersuchung gekommenen 45 Friterpians und 23 Groterpians zeigen einige Unterschiede in den Hauptausmaßen des Schädels: die ♂ und ♀ Friterpians sind im Durchschnitt etwas länger, haben fast genau die gleiche durchschnittliche Breite und ungefähr die gleiche durchschnittliche Höhe wie die Groterpians; ob die im wesentlichen auf der Länge beruhenden Unterschiede typisch

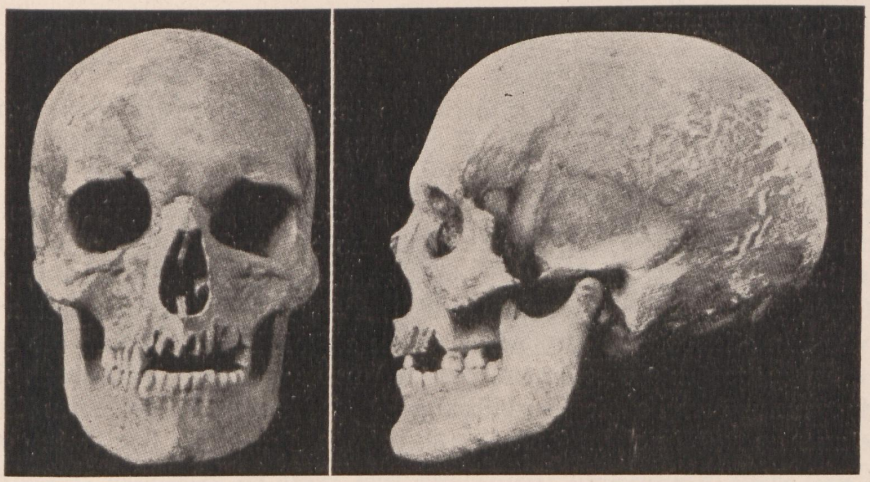


Abb. 11. Terpschädel aus Warsum, Groningen (nach Nyèssen).

sind, ist bei der Kleinheit der Serien nicht festzustellen. Auf jeden Fall sind die Ähnlichkeiten der beiden Serien außerordentlich groß.

Die Abbildungen 10 und 11 zeigen die besonders gut erhaltenen und typischen Schädel von Valkum XVI und Warsum III aus Groterpia; der durch seine außergewöhnliche Länge bemerkenswerte Schädel von Lutjellolum (212 mm) wird leider von N. nicht abgebildet.

N. hat auch die Hauptindizes berechnet und erhielt für den Längen-Breiten-Index (Verhältnis der Schädellänge zur Schädelbreite) folgende Tabelle:

	hyper-dolichokrane			dolichokrane					mesokrane					brachy-krane		Durchschnitt
♂ + ♀	67	68	69	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80	81	
45 Friterpians			2	3	5	7	6	6	8	3	1	2		2		74
23 Groterpians				2			4	3	3	2	4	1	1	2	1	76
27 Merovinger	1				3	2		4	2	4	4	4		2	1	75,8

Nach der rein mechanischen Einteilung in hyperdolichokrane (übermäßig lange), dolichokrane (lange), mesokrane (mittellange) und brachykrane (kurze) ergibt sich also, daß die Friterpians den kleinsten Durchschnittswert, die Groterpians den größten haben, daß die Variation außerordentlich groß ist, bei zwei der Serien von Hyperdolichokranie bis zur Brachykranie schwankt. Die Maximal- und Minimalzahlen für die drei Serien sind:

bei 45 Friterp. Max. 80,4, Min. 69,3
bei 23 Groterp. Max. 81,1, Min. 70,—
bei 27 Meroving. Max. 81,5, Min. 67,9.

Nach den Geschlechtern getrennt errechnet N. folgende Zahlen:

30 ♂ Friterpians haben einen durchschnittlichen Index von 73,7
15 ♀ „ „ „ „ „ „ 74,5
15 ♂ Groterpians „ „ „ „ „ „ 75,4
8 ♀ „ „ „ „ „ „ 77,1.

Die Geschlechtsunterschiede erklären sich in der Hauptsache wohl durch die bei den ♂ relativ größere Länge (z. T. infolge der Oberaugenwülste), wodurch der Index kleiner wird.

Die große Schwankungsbreite der Terp-Schädel macht, wenn man allein aus dem Index Schlüsse zieht, den Eindruck, als ob die Serien sehr uneinheitlich, rassisch stark gemischt wären; vergleicht man aber die absoluten Zahlen und die dem Auge sich darbietenden Formen, so ist man über die Gleichartigkeit erstaunt. Während nun alle früheren Beobachter, da sie auf die Klassifizierung des Längen-Breiten-Index großen Wert legten, der Ansicht waren, das Vorhandensein von „Brachykranen" beweise die Beimischung eines fremden brachykranen Bevölkerungselementes auch in diesen sonst so einheitlichen Serien, hat sich N. in gewissem Grade von dieser Suggestion freigemacht und folgt da besonders Johannsen[41]), der sich energisch gegen die mechanische Einordnung und gegen die Überwertung der Indizes gewandt hat. N. rechnet diese „Brachykranen" zu den „Mesokranen", an deren Grenze sie ja zahlenmäßig stehen und hebt hervor, daß alle nordwesteuropäischen Schädelserien, an deren nordischem Charakter nicht gezweifelt werden könne (ebenso wie die aus der schwedischen Stein-, Bronze- und Eisenzeit), zu einem beträchtlichen Teile aus „Mesokranen" bestünden, d. h. zahlenmäßig, während ihre Formgebung sich nicht besonders von der der zahlenmäßig „Dolichokranen" unterscheide; und man müsse diese Mesokranen eben zur nordischen Rasse rechnen[42]). Vor einiger Zeit habe ich darauf hingewiesen, daß es ein Fehler ist, wenn man eine zahlenmäßige „Dolichokranie" als unerläßlich für den nordischen Schädel ansieht; die typisch nordische Form scheint mir vielmehr ein langer und zugleich oft recht breiter Schädel zu sein, dessen Normal-Index im Bereich der niedrigen bis mittleren „Mesokranie" liegt, der aber bis weit in das Gebiet der „Dolichokranie" und sogar „Hyperdolichokranie" hineinreichen und gelegentlich auch bis zu den Indizes 80 und 81 (also eben in das Gebiet der zahlenmäßigen „Brachykranie") ansteigen kann, ohne daß man jedesmal auf die Beimischung fremden Blutes schließen dürfte; erst die Untersuchung aller Merkmale wird bei derartigen „brachykranen" Exemplaren ergeben, ob fremde Erbanlagen in ihm stecken[43]). Die einzige gute Abbildung eines derartigen „brachykranen" Friesenschädels aus den Terpen bringt J. A. J. Barge[44]); ich gebe sie hier in Abb. 12

41) W. Johannsen: Über Dolichocephalie und Brachycephalie. Rassenarchiv 1907. S. 171 ff.

42) Nyèssen: a. a. O. S. 130.

43) O. Reche: Die Schädel aus der Ancyluszeit vom Pritzerber See und ihre Beziehungen zu den steinzeitlichen Rassen Europas. Arch. f. Anthrop. N. F. Bd. 21, 1928 S. 122—190; bes. S. 188.

44) J. A. Barge: Beiträge z. Kenntn. d. niederländ. Anthrop. Zeitschr. f. Morph. und Anthr. 16. Taf. XIX. — Barge gibt zur Abbild. folgenden Text: „Dieser Schädel

wieder; das Stück macht trotz seiner offenbar relativ großen Breite durchaus einen „dolichoiden" Eindruck, was besonders in der Profilkurve des Stirnbeines und der Scheitelbeine, aber auch in der Form des recht weit ausladenden Hinterhauptes zum Ausdruck kommt. Da auch sonst keine deutlichen fremden Merkmale zu erkennen sind, wäre es durchaus denkbar, daß dieser Schädel innerhalb der normalen Variation der nordischen Rasse liegt und nicht einer Rassenmischung

Abb. 32. „Brachykraner" Terpschädel, Friesland (nach Barge).

seine Entstehung verdankt; bedenklich könnte vielleicht die etwas brutale Bildung machen, die das Gesicht zeigt, aber ich kenne neolithische nordische Schädel, die auch kein feineres Gesicht aufweisen.

Eine längere Tabelle bei N. gibt Durchschnittszahlen (leider aber nur diese) von mehreren Reihengräber-Serien, modernen Schweden usw., wobei sich herausstellt, daß die Durchschnittszahl der Friterpians (trotz der bei ihnen vorhandenen „Brachykranen") ziemlich an der unteren Grenze der nordischen Serien steht,

ist ein sehr guter Vertreter des den ursprünglichen dolichocephalen Terpbewohnern beigemischten brachycephalen Elementes". Er vermißt die sonst „typische Vorwölbung d. Hinterkopfes", was übertrieben ist; die Vorwölbung ist da und stärker als bei einem typischen „Kurzkopf", nur ist sie nicht so stark wie bei ausgesprochen Dolichocranen.

während die Groterpians genau die gleiche Durchschnittszahl haben, wie die Bremer des IX. bis XIV. Jahrhunderts von Gildemeister.

Eine Zusammenstellung der Höhen-Längen-Indizes ergibt die (in Folge der großen Längen) erwarteten ziemlich niedrigen Zahlen; da, wie oben erwähnt, der Höhen-Längen-Index nur mit großer Vorsicht verwertbar ist, gebe ich die Tabelle hier nicht wieder, zumal die des Breiten-Höhen-Index wichtiger sein dürfte. N. verwendet hier die Basion-Bregma-Höhe zur Indexberechnung:

	tapeinokran (flach)								metriokran (mittelhoch)						akrokran (hoch)						Durchschnitt		
	80	2	4	5	6	9	90	1	2	3	4	5	6	7	8	9	100	2	4	6	♂ + ♀	♂	♀
38 Friterp.		1		2	1	1	2	3	1	5	3	7	4	2	3		1		1	1	95,5	94,8	96,2
23 Grot.	1		1			1		1	1	3	3	2	2	2	1		3	2			95,6	95,2	96,1

Beide Serien sind also hauptsächlich „metriokran"; unter den Friterpians findet sich aber eine recht zahlreiche „tapeinokrane" Gruppe, die bei den Groterpians zahlenmäßig erheblich schwächer ist, aber die Zahl der hier verwendbaren Groterpians ist ja überhaupt geringer; wenn man zugleich berücksichtigt, daß auch die Durchschnittszahlen für die ♂ und ♀ kaum Unterschiede aufweisen, wird man bezüglich dieses Index beide Reihen als außerordentlich ähnlich ansehen müssen. Von einer außergewöhnlichen Flachheit der Schädel kann also keine Rede sein; flache sind zwar vorhanden, aber auch zahlreiche besonders hohe. Auch hier haben wir es wahrscheinlich mit der normalen Variation der Rasse zu tun.

Von Gesichtsmaßen verwendet N. besonders die „ganze Gesichtshöhe", die „Obergesichtshöhe", die „Jochbogenbreite", die „Nasenlänge", „Nasenbreite", Höhe und Breite der Augenhöhlen und den Gesichtswinkel.

Die Tabelle für die „ganze Gesichtshöhe" ist:

										Durchschnittszahlen		
	100 104	105 109	110 114	115 119	120 124	125 129	130 134	135 139	140 144	♂ + ♀	♂	♀
19 Friterpians .	1	2	1	6	2	4	2		1	119,8	119,8	111,5
15 Groterpians	1	2	2	1	5			1	1	117	121	105

Da bei ♂ und ♀ gerade die ganze Gesichtshöhe recht große Geschlechtsunterschiede aufweist, ist die Zusammenstellung einer Tabelle für die nicht nach Geschlechtern getrennte Serie überflüssig und irreführend; wie groß auch hier die Geschlechtsunterschiede sind, zeigen die Durchschnittszahlen. Auf jeden Fall haben bei beiden Gruppen die Männer außergewöhnlich hohe Gesichter; bei den Frauen sind sie entsprechend niedriger.

Da auch bei den Dimensionen der „Obergesichts-Höhe" die Geschlechtsunterschiede recht groß sind, gebe ich die beide Geschlechter ungetrennt enthaltende Tabelle von N. hier nicht wieder, sondern die Zahlen nach getrennten Geschlechtern;

leider sind auch hier wieder nur die Durchschnittszahlen zu verwerten, die nach N. folgende sind:

	Durchschnittszahl aller Schädel	Max. aller Schädel	Min. aller Schädel	Durchschnittszahl der ♂	der ♀
37 Friterpians	73	85	61	74,8	68,7
23 Groterpians	70,7	82	59	73,1	66
15 Merovinger	69	79	61,5		

Auch hier finden wir sehr erhebliche Zahlen; mehr als die Hälfte der Friterpians hat eine Obergesichtshöhe von mehr als 74, was N. ausdrücklich hervorhebt; die Zahlen der Friterpians sind hier deutlich höher, als bei den Groterpians, während das bei der „ganzen Gesichtshöhe" nicht so deutlich war, da dort die Männer der Friterpians einen geringeren Wert aufwiesen.

Auch bei der Jochbogenbreite empfiehlt es sich nicht, beide Geschlechter (wie N. es tut) in einer Tabelle zu vereinigen; ich gebe daher auch hier wieder nur die Durchschnitts- und die Maximal- und Minimalzahlen:

	Durchschnitt aller Schädel	Max. aller Schädel	Min. aller Schädel	Durchschnitt der ♂	der ♀
35 Friterpians	133	146	120	132	126
20 Groterpians	127	149	110	130	121
8 Merovinger	132	137	128		
Alamannen von Augst	131	147	114		
Burgunder aus der Schweiz	128	140	110		

Bei den Groterpians finden sich vorwiegend mittlere und kleinere Werte (wenn auch 1 Mann den besonders großen, recht seltenen Wert von 149 mm aufweist), während bei den Friterpians die größeren Werte verhältnismäßig häufiger sind; besonders die Frauen der Groterpians haben recht kleine Zahlen. Ob die Unterschiede nur durch das kleine Material bedingt sind oder nicht, ist schwer zu entscheiden; der Umstand, daß die Groterpians mit den Maßen der Männer in einigen Exemplaren die der Friterpians über- und mit denen ihrer Frauen die der Friterpians unterschreiten, macht es wahrscheinlich, daß bei größeren Serien die Unterschiede verschwinden werden.

Der aus Ganzgesichtshöhe und Jochbogenbreite berechnete Gesichtsindex ergab folgende Tabelle:

	euryprosop (breitgesichtig)					mesoprosop (mittelgesichtig)					leptoprosop (schmalgesichtig)					ultra sehr schmalgesichtig			Durchschnitt	Max.	Min.
♂ + ♀	80	1	2	3	4	5	6	7	8	9	90	1	2	3	4	5	101	2			
19 Friterpians	2	2	1		1		1		1	2	2	1	1		1	2		1	89,4	102,1	80
14 Groterpi.		1	1		1	2	1			1	1	2	1	1		1	1		89,1	101,4	82,4

Wir haben also in beiden Serien in allen vier Gruppen Vertreter; die Schwankung der Friterpians ist größer, als die der Groterpians, wahrscheinlich

in Folge der größeren Zahl der Objekte, zumal die Schwankungsbreite beider Serien sehr ähnlich ist und auch die Verteilung über die Gruppen, was schließlich auch in der fast gleichen Durchschnittszahl zum Ausdrucke kommt. Ein noch klareres Bild hätte die Trennung in Geschlechter ergeben, die aber von N. nicht vorgenommen wurde.

Beim Obergesichts-Jochbogen-Inder erhielt N. folgende Zusammenstellung:

	euryen (breitgesichtig)				mesen (mittelbreitgesichtig)					lepten (schmalgesichtig)					hyperlepten		Durchschn. ♂ + ♀	Var. ♂ + ♀	Durchschnitt ♂	Durchschnitt ♀
	45	7	8	9	30	1	2	3	4	5	6	7	8	9	60	1				
36 Frit.	1	2	3			3	3		4	5	7	2	2		2	2	54,5	45 —61,5	54,6	54,3
20 Grot.		1	1		2			1	4	2	5	2			2		54,8	47,5—60,6	55,3	54,0

Die Durchschnittszahlen sind einander wieder sehr ähnlich; N. stellt fest, daß bei den Friterpians das leptene Element im Vordergrunde stehe, bei den Groterpians aber sich das leptene mit dem mesenen die Wage halte. Ich habe gegen diese Auffassung Bedenken, denn erstens ist der Unterschied sehr gering und zweitens kann er auch wieder bei der geringen Zahl, besonders der Groninger Schädel, durch einen Zufall hervorgerufen sein; bei den fast in doppelter Zahl untersuchten Friterpians ist ja auch die Variation größer. Auffallend ist auch hier wieder die sehr große Variation bei beiden Serien, von euryenen (also ausgesprochen kurz-breiten) bis zu hyperleptenen (also übertrieben lang-schmalen) Gesichtern sind alle Formen vertreten, wobei die Geschlechter keine großen Unterschiede zeigen. Bei beiden Serien sind die euryenen Elemente selten, die weitaus größere Mehrzahl ist mesen und lepten, hat also lange und schmale Gesichter verschieden starker Ausprägung; die Euryenie dürfte zumeist auf besonders stark ausladende und kräftige Jochbögen zurückzuführen sein, nicht so sehr auf Niedrigkeit des Gesichtes, denn die Gesichtshöhenmaße zeigten ja sehr erhebliche Werte. Wir werden also bei beiden Serien die Gesichter (besonders natürlich die der Männer) als ausgesprochen hoch bezeichnen können; ein Teil der Gesichter ist außerdem durch starke Entwickelung der Jochbögen breit; die meisten sind mittelbreit und schmal.

Die Nasenmaße zeigen bezüglich der Länge bei beiden Gruppen eine Häufung bei den Werten 48 bis etwa 55 mm; einige wenige Exemplare haben bei den Friterpians Werte bis zu 27 und 58, bei den Groterpians bis zu 45 und 61. Der Durchschnittswert der Friterpians wird von N. mit 51, der der Groterpians mit 53 angegeben. Leider hat N. auch hier wieder nicht die Geschlechter von einander getrennt, obgleich das gerade hier auch wichtig wäre.

Die meisten Breitenmaße liegen bei beiden Serien zwischen 23 und 29, der Durchschnittswert beider ist 25 mm; auch hier leider keine Trennung der Geschlechter, so daß man mit den Zahlen nicht viel anfangen kann. Die Variation ist bei den Friterpians 19—30, bei den Groterpians 23—29, wohl wieder eine Folge der Kleinheit der Serie; typische Unterschiede zwischen beiden Serien scheinen aber nicht zu bestehen.

N. hat auch den Naseninder, also das Verhältnis zwischen Länge (Höhe) und Breite der Nase berechnet. Die häufigsten Werte liegen bei den Friterpians zwischen 40 und 55, bei den Groterpians zwischen 40 und 53; die Durchschnitts-

werte betragen bei den F. 49,2, bei den G. 47,6. Die Variation der F. liegt zwischen 36,5 und 96,2, die der G. zwischen 39,3 und 54; der Wert 96,2 ist natürlich etwas ganz Abnormes; leider wird über sein Zustandekommen nichts gesagt; die normale obere Grenze der F. ist 55,5. — Der mechanischen Gruppeneinteilung nach befinden sich die meisten Friterpians im Bereich der Leptorrhinie (Schmalnasigkeit) und Mesorrhinie, nur 6 sind platyrrhin (breitnasig); die Groterpians zeigen nur leptorrhine und mesorrhine Werte. — Im Grunde sagt der Nasenindex aber über die eigentliche Form der Nase sehr wenig aus, da er die so wichtige Form und Stellung der Nasenbeine nicht erfaßt und außerdem mehr von der Nasenhöhe, als von der Breite abhängig ist, während er doch eigentlich vor allem über die relative Breite etwas aussagen sollte.

Der Index der Augenhöhlen schwankt bei den Friterpians zwischen 71 und 100, bei den Groterpians zwischen 73,6 und 97,6; er liegt bei den F. hauptsächlich zwischen 78 und 96, bei den G. zwischen 78 und 94. Die Augenhöhlen sind, also, mit wenigen Ausnahmen, mesokonch und hypsikonch, d. h. mittelhoch und hoch. Die Durchschnittszahlen sind bei den F. 86,2 und 85,8; chamaekonch (niedrig) sind bei den F. nur 2, bei den G. nur einer. — Die Geschlechter sind in den Angaben von N. nicht gesondert.

Nyèssen macht den Versuch, die Friterpians und Groterpians voneinander zu trennen, und glaubt, daß sie einen etwas verschiedenen Typus aufweisen; er sagt, der Unterschied zwischen F. und G. bestehe hauptsächlich in der Form des Hirnschädels und zwar besonders in der Schädellänge: die F. seien viel länger als die G., außerdem aber auch etwas niedriger. Auch der Innenraum der F. sei größer, ebenso die Variabilität. Er glaubt sogar einen besonderen Untertypus der nordischen Rasse, den „Friterp-Typus" aufstellen zu können, der sich dadurch auszeichne, daß er zugleich lang, schmal und ziemlich niedrig sei[45]). Die Friterpians seien hauptsächlich dolichokran (langschädlig), die Groterpians mesokran (mittellangschädlig); unter den F. sei die Mehrheit dolichokran, bei den G. die Mehrheit meso- und brachykran (kurzschädlig). In den Gesichtsindizies sei die Ähnlichkeit allerdings größer, jedoch zeigten der Gesichtsindex, der Obergesichtsindex, der Jugofrontalindex, der Orbital-, Nasal- und Palatalindex Unterschiede; nach der Einteilung Brocas seien die F. im Durchschnitt mesorrhin (mittelbreitnasig), die G. leptorrhin (schmalnasig). In der Gesichtshöhe, der Obergesichtshöhe der Jochbogen- und Oberkieferbreite, in der Länge des Gaumens und im Gesichtswinkel überträfen die F. die G. Die G. dagegen hätten längere Nasen, breitere Gaumen.

N. glaubt sogar die östlichen F. von den westlichen trennen und bei den erstgenannten eine gewisse Mittelstellung zwischen den westlichen Friterpians und den Groterpians, also eine Annäherung an diese, feststellen zu können.

Ich halte diese Schlüsse für zu weitgehend; aus einem so kleinen Material, von dem die Serie der Groterpians noch um ein Drittel kleiner ist, als die der Friterpians, kann man Sicheres über Unterschiede und Variationsbreite nicht entnehmen; außerdem sind die von N. gezogenen Schlüsse ja zum Teile auf Durchschnittszahlen aufgebaut, die über die typischen Eigenschaften bei so kleinen Serien völlig unzuverlässige Auskunft geben.

Interessanter ist der von N. gemachte Versuch, die Schädel mit dem bekannten germanischen „Reihengräbertypus" zu vergleichen; schon H. C.

[45]) Nyèssen: a. a. O. S. 130.

Holmer[46]) und andere hatten auf vorhandene Ähnlichkeiten hingewiesen. Unter 40 Friterpians findet er 26 (im Original steht 23, offenbar ein Druckfehler; zumal dann weiter im Text auch von 26 gesprochen wird) „typische Nordici", die sich aus 18 Exemplaren seines „Friesen-Typus" und 8 „Reihengräber-Typus" zusammensetzen; das sind also 65% Nordici. Bei den Groterpians unterscheidet er 11 typische Nordici, darunter 4 vom „Friesen-" und 7 vom „Reihengräber-" Typus; insgesamt 47,8% Nordici[47]). Er zieht aus diesen Zahlen wieder den Schluß: „die Zahl der nordischen Schädel unter den Friterpians ist beträchtlich größer. Sie gehören meist zum niedrigen „Friesen-Typus", während die nordischen Schädel unter den Groterpians in der Mehrheit den Reihengräbertypus zeigen". Rein zahlenmäßig ist auch das wieder richtig, kann aber auch — bei den kleinen Serien — auf Zufall beruhen. — Die übrigbleibenden, nicht typisch nordischen Schädel faßt N. als Mischformen auf; er glaubt an eine sehr frühe Beimischung eines kurzköpfigen Elementes, das die ersten Terp-Erbauer schon aus Germanien mitgebracht hätten. Nun sei es aber wahrscheinlich, daß die nordischeren und unternehmenderen Elemente zum Bau der Terpen geschritten seien und damit an die Urbarmachung des friesischen und groningischen Gebietes, und so sei es zu erklären, daß speziell im westlichsten Teile Frieslands, wo seiner Meinung nach die allerersten Terpen gebaut worden seien, die langschädeligsten und am reinsten nordischen Schädel gefunden würden[48]). An einer anderen Stelle[49]) aber meint er, „wir glauben, daß es unmöglich ist (die Mesokranen) als Kreuzungserscheinung zwischen Dolichokranen und Brachykranen anzusehen". Es bestehen also bei N. gewisse Widersprüche in der Auffassung. Ich verweise da auf meine bereits oben (auf S. 150) gemachten Ausführungen.

Fassen wir mit entsprechender Kritik die Ergebnisse der bisherigen Erforschung der ältesten Terp-Erbauer und damit der ältesten Bewohner des eigentlichen Friesland und Groningens, also der „Urfriesen" zusammen, so ergibt sich, daß die gefundenen, allerdings nicht sehr zahlreichen Schädel in der Mehrzahl alle Eigenschaften der nordischen Rasse aufweisen; daß sich möglicherweise zwei Varianten bei ihnen unterscheiden lassen, eine flachere Form (die von N. als „Friterp-Typus" bezeichnet wird) und eine mit höherer Schädelwölbung, die mit dem „Reihengräber-Typus" identisch ist. Ob die übrigen (allerlei größere und kleinere Abweichungen zeigenden) Schädel, besonders die an der Grenze zwischen zahlenmäßiger Mesokranie und Brachykranie stehenden, als Mischungsprodukte aufzufassen sind, ist noch nicht einwandfrei geklärt; gegen die Auffassung, daß es sich um Mischungsergebnisse handelt, spricht, daß sich nicht ein einziger Vertreter eines echten, reinen brachykranen (kurzköpfigen) Typus gefunden hat, den man doch nach den Mendelschen Regeln bei einer Mischung erwarten müßte: er müßte gelegentlich „herausmendeln".

Es besteht also die Möglichkeit, daß der altfriesischen Bevölkerung keine nachweisbaren fremdrassigen Elemente beigemischt, daß auch die etwas abweichen-

---

[46]) H. C. Holmer: Die ersten Bewohner d. Nordseeküste in anthropologischer Hinsicht. Arch. f. Anthr. Bd. 26. 1900. — Er sagt auf S. 755: „Folglich sind die Terpschädel, welche den frühesten Bewohnern der Nordseeküste angehören und in dem Lande, von den alten Friesen bewohnt, gefunden wurden, vollkommen identisch mit dem Reihengräbertypus."

[47]) Nyèssen wendet sich bei der Gelegenheit gegen die Ansicht von Hauschild, daß der niedrigere germanische Schädel zugleich ein niedrigeres Gesicht habe; denn der „Friterp-Typus" habe ein ausgesprochen hohes Gesicht (S. 134).

[48]) Nyèssen: a. a. O. S. 206.

[49]) Nyèssen: a. a. O. S. 204.

den Formen nur als Individualvarianten der nordischen Rasse aufzufassen sind, zumal derartige Varianten fast überall im nordisch besiedelten Gebiete vorkommen.

Mittelalterliche Terpschädel.

An mittelalterlichen Terpschädeln sicherer Altersbestimmung sind nach Nyèssen nur 10 von A. Folmer gefundene Exemplare von Lutjebuizen, also ganz im Westen von Groningen an der Küste, und 8 Schädel von drei Plätzen aus dem anschließenden Gebiet Groningens (Landschaft Hunsingoo); entsprechende Schädel aus dem Friterp-Gebiet mit leidlich sicherer Altersbestimmung fehlen also.

Der Rauminhalt der Schädel ist etwas geringer, als der der alten Groterpians, besonders bei den Männern, während die Frauen etwas größere Werte im Durchschnitt aufweisen. Die Zahlen sind nach N.:

Alte Groterpians . . ♂ im Durchschnitt 1547 ccm, ♀ 1923, zus. 1458
mittelalterliche . . ♂ „ „ 1485 ccm, ♀ 1339, „ 1417.

Der Unterschied dürfte zufällig und durch die Kleinheit des Materials bedingt sein; zu bemerken ist außerdem, daß die Kapazität nicht gemessen, sondern aus den Hauptdimensionen berechnet ist, was immerhin eine gewisse Unsicherheit bedingt.

Die größte Länge schwankt bei den mittelalterlichen Groterpians nicht ganz so weit, wie bei den alten und wie bei den alten Friterpians, aber der Durchschnittswert ist mit 185 dem der alten G. (184,7) sehr ähnlich; die ♂ der mittelalterlichen G. haben einen Durchschnittswert von 189, die ♀ einen solchen von 181.

Auch in der Schädelbreite ist die Ähnlichkeit bei den beiden Groninger Serien groß: die Variation ist fast identisch, der Durchschnittswert bei den alten 140 mm, bei den mittelalterlichen 141 mm; bei den alten G. sind 91,3%, bei den mittelalterlichen 89,4% mittelbreit, bei den alten G. 8,7%, bei den mittelalterlichen 10,6% breit. Die Ausrechnung der Prozente bedeutet allerdings bei so kleinen Serien nicht viel und kann irreführen. Die häufigsten Werte finden sich bei beiden Serien in der Gruppe 135—139 mm.

N. berechnet auch die Länge + Breite und findet, daß diese Zahl bei den mittelalterlichen Groterpians größer ist, als bei den alten.

Dafür ist der Durchschnittswert der „ganzen Höhe" bei den mittelalterlichen mit 135 mm eine Kleinigkeit geringer, als die der alten (136 mm); sie entspricht der der Merovinger, die N. früher zum Vergleich herangezogen hat. Auch in der Variation sind keine bemerkenswerten Unterschiede vorhanden.

Die Obergesichtshöhe der mittelalterlichen Groterpians übertrifft in der Durchschnittszahl (72 mm) eine Kleinigkeit die der alten G. (71 mm); leider werden nur die Durchschnittszahlen angegeben. Auf jeden Fall ist die Obergesichtshöhe auffallend hoch.

Die Durchschnittslänge (Höhe) der Nase ist bei den mittelalterlichen und den alten G. genau gleich (53 mm); auch hier fehlen die absoluten Zahlen. Die Nasenbreite schwankt bei den mittelalterlichen (48—61) etwas weniger als bei den alten (45—61 mm); der Durchschnittswert der mittelalterlichen ist 23 mm, der der alten 25 mm; vielleicht sind also die Nasen bei den modernen Schädeln wirklich eine Kleinigkeit schmaler.

Der Längenbreiten-Index variiert bei den alten G. von 70—81 (Durchschnittswert 76), bei den mittelalterlichen von 70—80 (Durchschnittswert 75,9); bei den letzteren sind die mesokranen (mittellangschädligen) Stücke verhältnismäßig noch häufiger, als bei den alten G., vielleicht auch ein Zufall der kleinen Serie.

Beim Längenhöhen-Index besteht auch wieder große Ähnlichkeit in den Zahlen: bei den alten G. Variation von 65—77 (Durchschnittswert 72,5), bei den mittelalterlichen G. Variation von 65—76 (Durchschnittswert 71,9); bei beiden Gruppen deutliche Neigung zur Orthokranie (zur hohen Form; verwendet ist hier die Basion-Bregma-Höhe).

Der Breitenhöhen-Index (Basion-Bregma-Höhe) schwankt bei den alten G. von 80 und 84 (isoliert, die eigentliche Reihe beginnt mit 89) — 102 (Durchschnittswert 95,5); bei den mittelalterlichen von (isoliert 84) 90—102 (Durchschnittswert 95,3); beide Serien sind hauptsächlich metriokran (mittelhoch). Die Unterschiede sind äußerst gering, so daß man von einer Übereinstimmung beider sprechen kann.

Über den Obergesichts-Index fehlen Angaben schon bei Holmer.

Der Nasenindex hat bei den alten G. einen Durchschnittswert von 47,6 und zeigt z. T. ziemlich hohe Werte; bei den mittelalterlichen ist er mit 44,1 im Durchschnitt geringer und hat hauptsächlich seine Vertreter in der Gruppe der Leptorrhinie, also schmale Nasen.

Beim Augenhöhlen-Index findet sich ebenfalls große Übereinstimmung in den Durchschnittszahlen (bei den alten G. 85,9, bei den mittelalterlichen 86,1); bei beiden Serien liegen die meisten Werte im Bereich der Mesokonchie (mittelhohe Augenhöhlen); die Variation der mittelalterlichen ist aber eine Kleinigkeit geringer.

Als Gesamtergebnis stellt denn auch Nyèssen fest: zwischen dem alten und dem mittelalterlichen Material der Groterpians besteht kein Unterschied; wir haben also auch im Mittelalter Vertreter der nordischen Rasse in Groningen.

In diesem Zusammenhange weist N. darauf hin, daß die Völkerwanderung keinen Wechsel in der Bevölkerung des friesischen Gebietes zur Folge hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Seelische Unterschiede zweier Spielformen der nordischen Rasse.

Von Divisionsarzt Dr. Halfdan Bryn, Trondhjem.

Mit 4 Abbildungen.

Maclean schreibt in „The Races of Britain" über die nordische Rasse: „Sie ist überlegend und kühn, zweifelt gern und läßt sich schwer überzeugen. Sie beobachtet genau und ist durch Erregung oder Vorurteil nicht zu beeinflussen."

Und Hans Günther sagt in seiner Rassenkunde des deutschen Volkes: „All die einzelnen seelischen Eigenschaften nordischer Menschen scheinen sich mir gleichsam anzuordnen um Kerneigenschaften des nordischen Wesens: Urteilsfähigkeit, Wahrhaftigkeit und Tatkraft ..... Wirklichkeitssinn und Tatkraft des nordischen Menschen bringen zusammen das hervor, was Bismarck als einen Hauptvorzug des Niedersachsen empfand: ‚das Streben nach dem Erreichbaren'. Aus solchen eigentlich staatsmännischen Eigenschaften entspringt die Führerbegabung des nordischen Menschen..... Die Leidenschaftslosigkeit, welche die besondere Urteilsruhe bedingt, und zu der oft überraschenden

Urteilsklarheit führt, diese abwägende, nicht leicht zu störende Ruhe, die vor allem der nordische Bauer zeigt und die sich schon im ruhig-festen Schritte der Rasse anzeigt, sie mag gefördert sein durch den von Ripley als ‚Mangel an Einbildungskraft' beschriebenen Zug.... Das Gemüt aber ist tiefer, aber minder erregbar und vor allem stärker verschlossen."

Und Madison Grant schreibt: „Die nordischen Menschen sind in der ganzen Welt eine Rasse von Soldaten, Seeleuten, Unternehmern und Forschern, aber vor allem von Führern, Organisatoren und Aristokraten im scharfen Gegensatze zu dem im wesentlichen bäuerlichen und demokratischen Charakter der Alpinen. Die nordische Rasse ist herrisch, individualistisch, selbstsicher und hält sehr auf ihre persönliche Freiheit in politischer und religiöser Hinsicht. Klassenunterschiede und Rassenstolz unter Europäern haben zum größten Teile ihre Herkunft aus dem Norden."

Wenn wir Norweger, die wir mitten in einem Zentralgebiet der nordischen Rasse wohnen und täglich mit den Menschen dieser Rasse verkehren, die wir die Rasse in den Landesteilen kennen gelernt haben, in denen sie auch heutigen Tags nur wenig mit anderen Rassen vermischt vorkommt, — wenn wir lesen, was die angeführten nichtnorwegischen Forscher über die seelischen Züge dieser Rasse schreiben, dann glaube ich, werden manche von uns etwas stutzig werden.

Man kann sich zweifellos ein Urteil über die seelischen Züge einer Bevölkerung bilden, obwohl man zugleich zugeben muß, daß auch dies mit den Untersuchungsmethoden, die uns heute zu Gebote stehen, und mit den geringen Kenntnissen, die wir noch über das Seelenleben im allgemeinen haben, schwierig genug ist.

Unendlich viel schwieriger ist es aber, die seelischen Züge einer Rasse zu erfassen, und daher staunen wir, wie diese Forscher, die doch wohl nie eine andere als eine stark gemischte nordische Bevölkerung gekannt haben, uns eine so ins einzelne gehende Schilderung der seelischen Züge der nordischen Rasse geben können.

Eine andere Beobachtung erregt nicht minder unsere Beachtung und unser Staunen. Wir haben hier nördlich vom Dovregebirge ein sehr großes Gebiet, daß von einer ausgeprägt blauäugigen nordischen Bevölkerung bewohnt ist. Dieses Gebiet umfaßt beide Trøndelagsprovinzen, Möre und zum Teil die Provinz Nordland. Die Bevölkerung in diesem ganzen Gebiet unterscheidet sich von der übrigen Bevölkerung Norwegens sowohl in körperlicher, wie in seelischer Beziehung recht stark. Vielleicht am meisten in seelischer Beziehung; jedenfalls ist dies die allgemeine Volksmeinung; aber auch die rein körperlichen Eigentümlichkeiten treten recht deutlich hervor, wenn man anthropologische Instrumente anwendet und eingehende wissenschaftliche Untersuchungen macht.

Die seelischen Eigentümlichkeiten dagegen sind derart beschaffen, daß der gemeine Mann seit undenklichen Zeiten auf sie aufmerksam wurde.

Kann man nun irgend welchen Zweifel darüber hegen, daß es die blauäugige Bevölkerung ist, die diesem Volksschlag seine seelische Prägung aufgedrückt hat? Hier sind ungefähr 70 vom Hundert rein Blauäugige und von den übrigen 30 haben die meisten hell-mischfarbige Augen. Braunäugige Menschen kommen nur vereinzelt vor. Meiner Meinung nach herrscht kein Zweifel darüber, daß die blauäugige nordische Bevölkerung diesem Volksschlage seinen Charakter gibt.

Nun muß man sich aber selbst fragen, woher es kommt, daß die blauäugige Bevölkerung in den Tälern des südlichen Norwegens, der „Dalatypus", wie man

ihn in Norwegen nennt, in seelischer Beziehung so ganz anders beschaffen ist. Diese Tatsache ist nämlich jedem Norweger, der im eigenen Lande etwas umhergereist ist, durchaus bekannt. Übrigens haben die anthropologischen Untersuchungen auch in körperlicher Beziehung einen nicht geringen Unterschied ergeben.

Betrachtet man die Bevölkerung in einigen solchen Gegenden des südlichen Norwegens, so wird man sehen, daß dort der Hundertsatz Blauäugiger ebenso

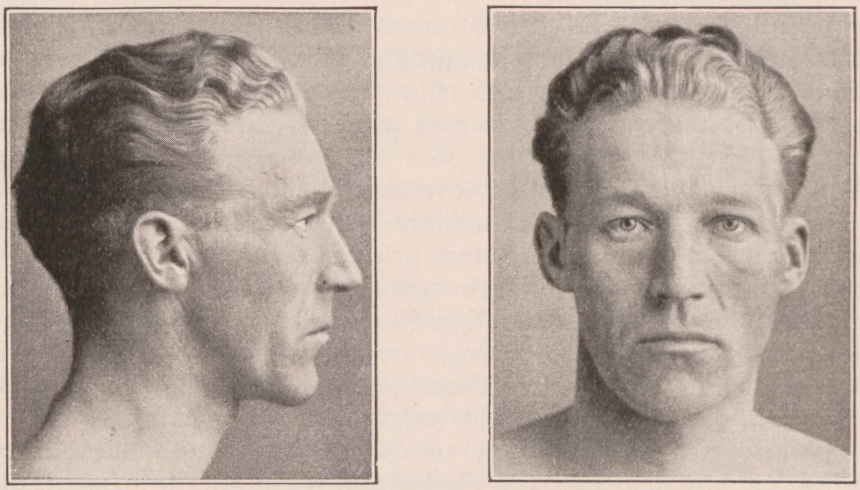


Abb. 1. Südnorwegischer Schlag.

hoch ist wie in Trøndelag. Sie haben aber eine ganz andere Gemütsverfassung, ganz andere seelische Eigenschaften.

Es fragt sich nun, ob irgend ein Grund zu der Annahme bestehe, daß die Rassenmischung hier von wesentlich anderer Beschaffenheit sei als in Trøndelag? Das ist aber offenbar nicht der Fall. In beiden Landesteilen scheint das fremdartige Element wesentlich von alpiner Herkunft zu sein. Das blauäugige, nordische Rassenelement hat dagegen in beiden Gegenden ein so großes Übergewicht, daß man nicht zweifeln kann, daß es der Bevölkerung seine geistige Prägung gibt.

Sehr auffallend und eigentümlich ist es nun aber, daß bei der nordischen Bevölkerung nördlich vom Dovregebirge die geistige Prägung eine so ganz andere ist, als bei der nordischen Bevölkerung südlich vom Dovre.

Dies ist die zweite Erscheinung, die uns stutzig macht, wenn wir de Lapouges, Mac Leans, Gobineaus, Madison Grants und nun zuletzt Hans Günthers außerordentlich interessante Schilderungen über die seelischen Eigenschaften der nordischen Rasse lesen.

Bei welcher dieser beiden Bevölkerungen, der nördlich oder südlich vom Dovregebirge ansässigen, finden wir nun die meisten der Züge, die diese Forscher als für die nordische Rasse kennzeichnend beschrieben haben?

Den nordnorwegischen Schlag — den Trønderschlag — möchte ich ganz kurz in der Weise kennzeichnen: Der Trønderschlag ist körperlich groß und stark und nicht leicht umzureißen. Man sagt, „man braucht eine Kugel zu einem Trønder". Dies gilt, meiner Meinung nach, auch bezüglich der seelischen Eigenschaften des Trønderschlages. Er ist zuverlässig und von ruhigem Gemüt, er läßt sich nicht leicht aus der Fassung bringen. Hat er eine bestimmte Überzeugung

gewonnen, so gehört viel dazu, ihn von dieser abzubringen. Er bedenkt sich wohl und lange ehe er spricht, ist ruhig, bedächtig und besonnen in seinem ganzen Auftreten. Er ist durchaus nicht schwermütig, doch vielleicht etwas träge. Er ist nicht so ewig froh und munter wie der südnorwegische Schlag, doch hat er gern einen Schelm im Nacken. Er ist vielleicht auch nicht so lachlustig wie der Südnorweger, doch ist er durchaus kein Spaßverderber. Er macht gern einen „trockenen Scherz" und kann saftige und humorvolle Geschichten erzählen, ohne

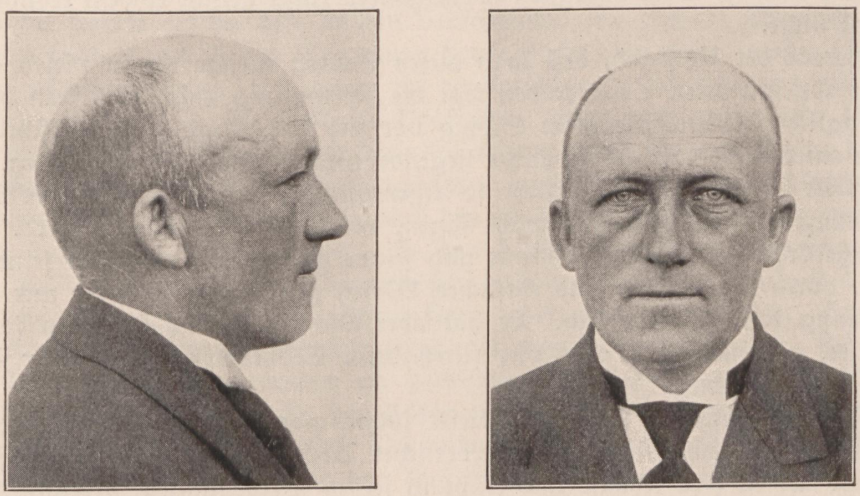


Abb. 2. Nordnorwegischer Schlag.

eine Miene zu verziehen. Er ist großzügig und geschlechtsstolz und steht in dieser Hinsicht dem südnorwegischen Schlage in keiner Weise nach.

Bezüglich der allgemeinen gesunden Vernunft sind beide Schläge einander sicher ganz ebenbürtig. Den wesentlichen Unterschied in seelischer Beziehung muß man im Gemüte suchen.

Er ist der geborene Logiker und hält an dem Standpunkte fest, den er einmal eingenommen hat. Der inntrönderische Bauer hat etwas vom Adligen — er ist sicher und selbstbewußt.

Auf diesen Trönderschlag paßt sehr gut H. Günthers Beschreibung von der nordischen Rasse, wenn er sagt: „Der nordische Mensch sucht sich sein Urteil durch ruhigeres Betrachten, langsames, sachliches Eingehen, ja selbst durch Mißtrauen und Kälte zu bewahren, und eher wird dem Verstand Ausdruck und Wort verliehen als dem Gemüt."

Wenn wir die seelischen Eigentümlichkeiten für die Beurteilung zugrunde legen wollten, dann müßten wir unbedingt sagen, daß wir hier in Inntröndelag die nordische Rasse rein und unvermischt vor uns haben.

Doch ist dies nicht so zu verstehen, daß es nicht auch in andern Teilen Norwegens derartige Menschen gäbe. Wenn man eine Charakteristik der seelischen Eigentümlichkeiten der Bevölkerung in vielen der ausgedehnten Kirchspiele des östlichen Norwegens geben wollte, so bezweifle ich nicht, daß dann diese nicht so sehr von der oben erwähnten über die trönderische Bevölkerung abweichen würde. Wie ich aber auch in „Der nordische Mensch"[1]) hervorgehoben habe, findet man

[1]) Halfdan Bryn, Der nordische Mensch. Mit 126 Abb. und 10 Karten. 166 Seiten. Preis geh. M. 9.—, Lwd. M. 11.—. München 1929, J. F. Lehmanns Verlag.

in vielen dieser ostnorwegischen Landesteile denselben Schlag wie in Trøndelag wieder. Er hat sich ohne Zweifel stark nach Süden verbreitet.

Das Eigentümliche ist aber, wie gesagt, daß man im südlichen Norwegen auch einen andern blauäugigen Typus findet, der sowohl seinem Wesen wie dem Körperbaue nach anders ist. Er findet sich am reinsten in einer Reihe der am meisten abgesonderten Täler Süd-Norwegens. Er ist ebenso ausgeprägt blauäugig wie der trönderische, doch sind seine Gesichtszüge nicht die gleichen (s. Abb. 1 und 2). Auch bezüglich der meßbaren Züge gleicht er dem trönderischen Schlage nicht.

Gerade der Umstand, daß man diesen Schlag gleichartig in vielen der am meisten abgesonderten Täler findet, legt die Vermutung nahe, daß man hier den ursprünglichen südnorwegischen Schlag vor sich hat. Auch seine seelischen Züge sind in einer Reihe weit voneinander liegender Gebiete ungefähr gleichartig. Dieser Schlag ist in psychischer Hinsicht so eigentümlich, daß jeder, der mit ihm in Berührung kommt, ich kann wohl sagen, von ihm überwältigt wird. Durch sein außerordentlich heiteres Gemüt und seinen guten Humor, durch seine Herzlichkeit, durch sein offenes und einfaches Wesen gewinnt er alle, die mit ihm in Berührung kommen, für sich. Er hat aber auch, wenn ich so sagen soll, eine Kehrseite, die man nicht oder nur selten beim Trøndertypus findet, er ist sehr heftig und jähzornig.

Nach allgemeinem Urteile ist dieser südnorwegische Schlag von einer ganz anderen Beschaffenheit. Er ist in körperlicher Beziehung schlanker gewachsen und magerer. Er ist sehr lebhaft und leicht in seinen Bewegungen, gewandt, schnell und keck. Dies gilt nicht nur für die körperlichen Bewegungen. Das Mienenspiel ist auch viel beweglicher. Die Gesichter sind alle schärfer markiert, sie haben einen sehr energischen Ausdruck. Er wird in geistiger Beziehung als sehr munter, lebhaft und humorvoll geschildert. Er ist im allgemeinen etwas schwatzhaft, erzählt gern Geschichten und kommt sehr leicht ins Lachen. Man kann wohl auch mit Recht sagen, daß er im großen und ganzen das Dasein leichter auffaßt als der Trønder. Viele von denen, die den südnorwegischen Schlag beschrieben haben, bemerken, daß er ein sehr auffahrendes Gemüt habe, er ist jähzornig und greift leicht zum Messer.

Man kann sagen, daß Setesdal ein Ausstrahlungsgebiet für den südnorwegischen Schlag sei. Über das Wesen und die seelischen Eigentümlichkeiten des Setesdalers schreibt Arbo folgendes: Die alten Setesdaler waren ein rohes, wildes und unbändiges Volk mit großer Körperkraft. Sie setzten ihre Ehre darein, Heldentaten auszuüben. Hauptprediger Gjelleból schildert ihre wilden und rohen Vergnügungen teils als Kämpfe zu Pferd, teils als Spiele und Wettreiten, wobei oft sowohl Reiter wie Pferde zu Schaden kamen. Alle beschreiben die Setesdaler als sehr aufgeweckt und munter mit leichtem Sinn.

Dieser Typus begegnet einem in vielen Tälern des südlichen Norwegens. Er kann wohl auch nördlich vom Dovregebirge vorkommen, findet sich aber sicherlich sehr selten in den trönderischen Gebieten. Nirgends in Trøndelag tritt er in so großer Anzahl auf, daß er dadurch der Bevölkerung ein eigenes Gepräge aufdrückte. Er hat eine vom nordnorwegischen Schlage so verschiedene Gemütsart, daß er sich durch sie sehr leicht bemerkbar machen würde.

Man fragt sich nun, ob dieser südnorwegische „Dalatypus" ebenso ausgeprägt nordisch wie der trönderische ist und ich bejahe das entschieden. Zieht man nur die rein körperlichen Züge in Betracht, so ist die Sache ganz klar. Ja, viele

werden vielleicht sagen, daß er der am meisten nordische der beiden Spielformen sei. Seelisch ist er aber von einem ganz andern Schlage. Dieser Typus kommt nun nicht etwa nur vereinzelt vor, nein er prägt die Bevölkerung bestimmter Gebiete ganz und gar. Jeder, der in Süd-Norwegen reist, wird den Eindruck erhalten, daß die Bevölkerung durchwegs ein ganz anders leichtes und lebhaftes Gemüt hat als die mehr stetige und ruhige Trönder-Bevölkerung.

Ich habe den einen dieser Zweige den dunkelblauäugigen-gelbblondhaarigen Schlag genannt, weil diese Farbenverbindungen der Augen und des Haares so viel häufiger bei diesem als bei dem andern vorkommen. Er zeichnet sich auch durch eine etwas breitere und steilere Stirn aus, durch flache oder etwas nach auswärts gewölbte Schläfengegend, und durch ein regelmäßiges, oval geformtes Gesicht, ferner dadurch, daß die Stirn-Nasen-Profillinie einen nach außen hin offenen Winkel bildet und durch andere für diese Spielform kennzeichnende Züge. Er hat in Norwegen sein größtes Ausbreitungsgebiet nördlich vom Dovregebirge, und darum habe ich ihn der Kürze wegen auch den nordnorwegischen Schlag genannt.

Die andere Spielform nannte ich den hellblauäugigen-aschblondhaarigen Schlag, weil diese Farbenverbindungen bei diesem Typus die häufigsten sind. Er hat außerdem eine schmälere Stirn, flache oder einwärtsgebogene Schläfen, die Gesichtsform ist etwas unregelmäßiger, oft rhomboidförmig usw. Da dieser Schlag seine größte Ausbreitung im südlichen Norwegen hat, habe ich diese Spielform der nordischen Rasse der Kürze wegen die südnorwegische genannt.

Gehören nun nicht beide diese Varianten der nordischen Rasse an? Durch meine Untersuchungen bin ich zu der Auffassung gekommen, daß man es hier mit zwei verschiedenen Zweigen der nordischen Rasse zu tun hat.

Vielleicht hat Bogdanow recht gehabt, wenn er schrieb, daß die nordische Rasse sich frühzeitig in mehrere Zweige gespalten hat. Ein südlicher Zweig folgte der Donau entlang und ging also gegen Westen. Ein anderer Zweig folgte dem Dnjestr und ein dritter dem Dnjepr nach Norden. Eine solche frühzeitige Spaltung mußte unweigerlich dazu führen, daß die drei Zweige in ihrer weiteren Entwicklung sich mehr oder weniger verschieden gestalteten.

In Norwegen lernen wir zwei dieser Zweige kennen. In Deutschland haben sich die verschiedenen Zweige wohl durch Jahrtausende hindurch so vermischt, daß es jetzt nicht leicht ist, sie voneinander zu unterscheiden.

Die psychischen Züge, die ich hier als kennzeichnend für die südnorwegische Spielform bezeichnet habe, findet man jedoch deutlich in Deutschland wieder. Es sieht hier aber so aus, als ob eine und dieselbe Rasse sich plötzlich ein ganz anderes psychisches Gewand angezogen hätte.

H. Günther schreibt daher auch: „Eigenartig verbindet sich — bei einzelnen nordischen Menschen — mit der auf die Tätigkeit gerichteten Urteilskraft ein gewisser Leichtsinn, eine oft große Sorglosigkeit gegen sich selbst: der Wagemut wird dann Tollkühnheit, der Leichtsinn Verschwendung, die Sorglosigkeit lebt in den Tag hinein und kümmert sich wenig um Zeit, Geschäft, Handel und Wandel. Die nordische Sorglosigkeit äußert sich nicht selten als eine Art ritterlicher Lässigkeit. . . . . Es scheint, daß Spielsucht und Wetten der Nordrasse von alters her eigen gewesen seien, und ein gewisser Übermut scheint auch immer wieder den Untergang einzelner nordischer Menschen oder nordischer Scharen verursacht zu haben."

Ich bin sehr geneigt anzunehmen, daß die Erklärung der Erscheinung, die ich hier gegeben habe, die richtige ist. Die rassenkundlichen Untersuchungen sind

noch in ihrem ersten Anfange, viele werden vielleicht sagen, daß sie ihre Kinderschuhe noch nicht ausgetreten haben. Dies ist wahrscheinlich richtig. Die kleine Skizze, die ich hier über die seelischen Eigentümlichkeiten der nordischen Rasse gegeben habe, soll daher auch nicht als letztes Wort in dieser Frage betrachtet werden. Ich fand es aber wünschenswert, darauf aufmerksam zu machen, daß vieles dafür spricht, daß man es mit mehreren Spielformen der nordischen Rasse zu tun hat, und daß diese teilweise auch in seelischer Beziehung ziemlich verschieden sein können.

Die Entnordung der keltischen Stämme.

Von Dr. Hans F. K. Günther.

Die zweitletzte Welle nordischen Blutes, welche für die Weltgeschichte bedeutsam wurde, ist die der keltischen, die letzte die der germanischen Ausbreitung. Schuchhardt[1]) nimmt Süddeutschland, vor allem das Donautal, als Urheimatbezirk der Kelten an und möchte diesen einen bestimmten donauländischen Gefäßstil der jüngeren Steinzeit, die sog. Bandkeramik, zuschreiben. Im Kreise der Bandkeramik, an welchem wahrscheinlich auch die Urthraker und Urhellenen teilgehabt haben, zeugen sehr häufige Funde von Hacken für den ersten ausgedehnteren Hackbau Alteuropas. Die innerhalb der Bandkeramik unterschiedene Spiralkeramik und Hinkelsteinkeramik breiten sich über das östliche Süddeutschland, Mähren und Böhmen aus. Etwa in diesem Gebiete, genauer im heutigen Thüringen, Franken und Westböhmen hat Johansson[2]) die Ursitze der Kelten vermutet; Kretschmer nennt „Westdeutschland bis zum Rhein und Süddeutschland, das Gebiet der oberen Donau und Mitteldeutschland“[3]) als die keltischen Ursitze, denkt dabei offenbar schon an eine spätere Zeit als Johansson, in welcher die Kelten sich schon über ein größeres Gebiet verbreitet hatten. Tatsächlich lassen sich ja Vorstöße aus dem Gebiete der Bandkeramik schon in der Jungsteinzeit erkennen, Bewegungen von Stämmen, welchen Viehzucht und Pflugwirtschaft eigen war. Siebenbürgen wird von ihnen überzogen und Südrußland erreicht. Waren es Stämme aus dem Kreise der Völker indogermanischer Sprache, welche in sich den keltischen Sprachzweig ausbildeten? —

Auf deutschem Gebiete hat die Spiralkeramik sich rheinabwärts bis gegen das heutige Belgien hin, die Hinkelsteinkeramik durch Sachsen und Thüringen bis gegen den Harz vorgeschoben. So erreichten urkeltische Stilformen östlich und südöstlich von Braunschweig, wie Schuchhardt darlegt, die Grenze der germanischen Megalithkultur. Damit stimmen die sprachwissenschaftlichen Ergebnisse überein, welche die nördliche und östliche Grenze der Keltenherrschaft auf eine Linie Lüneburger Heide — Hildesheim — Göttingen — Eisenach — Thüringer Wald festlegen[4]).

Von diesen schon mächtig erweiterten Ursitzen aus begannen die kraftvollen Vorstöße von Keltenstämmen. Peake[5]) möchte ja annehmen, ein keltischer Vorstoß, welcher blattförmige Bronzeschwerter in England verbreitet habe, sei schon

[1]) Schuchhardt, Alteuropa, 1926.
[2]) Johansson, Var läg vär folksstams urhem, Nordisk Tidskrift, 1911.
[3]) Kretschmer, Die indogermanische Sprachwissenschaft, 1925.
[4]) Vgl. Hirt, Geschichte der deutschen Sprache, 1919.
[5]) Peake, The Bronze Age and the Celtic World, 1922.

um 1150 v. Chr. teils die Themse hinauf, teils von der Bucht The Wash (an der Ostküste) aus vorgedrungen und habe später von Wales aus Irland erreicht, die goidelische oder gaelische Mundart des Keltischen verbreitend. Ein breites Vorrücken der Kelten vom heutigen Mitteldeutschland aus wird man aber erst für die Zeit um 900 v. Chr. annehmen dürfen. Von 900 bis 200 v. Chr. reicht die Zeit der keltischen Vorherrschaft über Mittel- und schließlich auch Westeuropa; ein Machthöhepunkt dieser Keltenherrschaft liegt um 500—400 v. Chr.

Um 600 stoßen keltische Stämme vom Rheine aus durch Frankreich bis nach Spanien vor; nach England dringen keltische Stämme von Nordfrankreich aus im 4. Jahrhundert v. Chr. Zu Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. sind von den Kelten besetzt: die Britischen Inseln, Frankreich bis auf den Nordosten, die iberische Halbinsel hauptsächlich in deren Mitte und Nordwesten, Norditalien. Einzelne Keltenstämme sind bis nach Thrakien und ans Schwarze Meer vorgedrungen; Thrakien und Makedonien werden von ihnen 279 v. Chr. besetzt, und bald darauf greifen sie nach Kleinasien über, wo in Phrygien und Kappadokien das Galaterreich von ihnen errichtet wird. Die Könige von Pergamon erfahren von der Mitte des 3. bis zur Mitte des 2. Jahrhunderts die kriegerische Stärke dieser Galater. Rom lernt die Streitbarkeit der Kelten Oberitaliens kennen: die Stadt fällt 390 v. Chr. in die Hände des keltischen Feldherrn Brennus und seiner Krieger und wird erst frei, nachdem ein Lösegeld bezahlt worden ist.

Die Hallstattkultur der Vorgeschichte ist die eigentliche Gesittung der Kelten. Das Alpengebiet um Hallstatt (im Salzkammergut), nach welchem diese bronzezeitliche Gesittung genannt ist, muß zur Hallstattzeit mindestens von einer Bevölkerung besiedelt gewesen sein, deren Herrenschicht und wahrscheinlich auch Sprache keltisch war. „Schon früh in der Hallstattzeit erschien ein hochgewachsenes langköpfiges Volk im Jura und am Doubs, welches die Vorhut der Kelten gewesen sein mag“ [6]). Die Hallstattgesittung führt schließlich von der Bronze- in die Eisenzeit hinüber; das Eisen dient aber zunächst nur zur Herstellung von Waffen. Nach 600 v. Chr. verbreiten die Kelten die eisenzeitliche La Tène-Kultur.

Von den hellenischen und römischen Schriftstellern werden die Kelten bis gegen die Spätzeit hin als Menschen nordischer Rasse beschrieben [7]); die späteren Kelten hingegen im Vergleich mit den Germanen schon nicht mehr als so hochgewachsen und nicht mehr so blond, sondern eher rötlich oder rot. Nach Hamy [8]) erscheinen die gallischen Schädel der frühen Eisenzeit — Schädel also, welche in der Hauptsache der sorgfältiger bestatteten Adels- und Priesterschicht angehören — noch fast rein nordisch; in der späteren Eisenzeit sind Kurzköpfe schon reichlich vertreten. Wie in der Spätzeit aller Völker nordischer Rassenherkunft scheinen auch bei den Galliern einzelne Dunkelhaarige Blondfärbemittel verwendet zu haben. Die Gallier des südlichen Galliens, minder nordisch als die des nördlichen Galliens, haben wohl ein von dem römischen Dichter Martialis (VIII, 33, 20) erwähntes Blondfärbemittel, spuma Batava, angewandt, um den nördlichen Galliern in der Haarfarbe zu gleichen. Das Werk Biénkowskis zeigt neben Bildwerken von Galliern mit vorwiegend nordischen Zügen auch solche, deren massige Glieder und breite, dabei viereckige Gesichter oder deren buschige Augenbrauen über niederen

[6]) Holmes, Caesars Conquest of Gaul, 1911.

[7]) Die betr. Zeugnisse finden sich zusammengestellt bei Diefenbach, Origines Europaeae, 1861, und de Belloquet, Ethnogénie gauloise, 1875.

[8]) Hamy, Les premiers Gaulois, L'Anthropologie 1906/07.

Augenhöhlen bei tief eingebetteten Augen den fälischen Einschlag im Keltentume erkennen lassen, oder auch Züge, welche einen ostischen Einschlag anzeigen. Die nichtnordischen Einschläge mögen von den helleniſtischen Bildhauern zur Hervorhebung einer — durch ihre Abweichungen vom nordisch-bestimmten hellenischen Schönheitsbilde zu kennzeichnenden — gewissen Fremdartigkeit besonders betont worden sein, der minder nordische Schlag der Gallier mag als der vom hellenischen Schönheitsbilde abweichende von diesen Bildhauern unbewußt zur Darstellung ausgelesen worden sein: die Stärke des nicht-nordischen Einschlags wird durch solche Darstellungen nicht genauer zu bestimmen sein, wohl aber das sichere Vorhandensein nicht-nordischer Einschläge im Keltentume, das ja auch die Schädelfunde bezeugen.

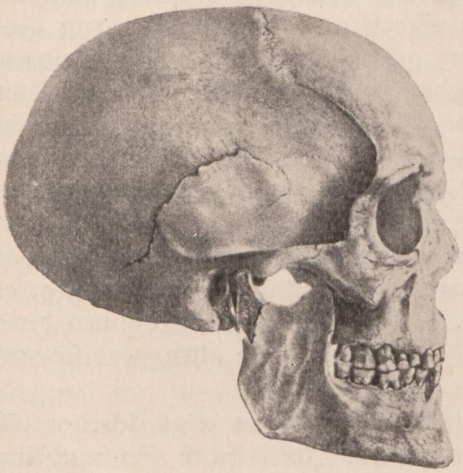
Der Durchschnitt der Gallier scheint zur Zeit der Eroberung Galliens schon ziemlich weitgehend entnordet gewesen zu sein. Nordisch-westisch erscheinen die seelischen Züge, welche Caesar als kennzeichnend gallisch beschreibt. Auf ziemlich vorgeschrittene Entnordung weist es auch hin, daß (nach Suetonius, Caligula, 47) Gallier, welche in Rom bei einem Triumphzug des Kaisers Caligula (37—41 n. Chr).) als gefangene Germanen auftreten sollten, sich die Haare blond färben mußten. Die Eroberung Galliens durch Caesar wäre trotz der Uneinigkeit und Zersplitterung der gallischen Stämme wohl nicht so verhältnismäßig schnell und gründlich durchzuführen gewesen, wenn die Gallier noch so nordisch gewesen wären wie die damaligen Germanen. Seit etwa 400 v. Chr. hatte sich aber ein innerer Zerfall der keltischen Macht in Mittel- und Westeuropa vorbereitet. Innere Zwiste, in denen sicherlich viele überwiegend nordische Adelssippen ausgetilgt wurden, beschleunigen den Niedergang, der Zerfall der Geldwährung begleitete ihn.

Die weit verbreiteten Keltenstämme bildeten außerhalb Mittel- und Westeuropas nur dünne Herrenschichten, welche durch kriegerische Unternehmungen rasch dahinschwinden mußten und deren nordische Rasse durch Mischung allmählich zerkreuzt wurde, zumal doch in den meisten erobernd vordringenden Stämmen die Männer zahlreicher waren als die Frauen und so eine größere Anzahl der jugendlichen Männer sich einheimische Frauen nahm. In Spanien scheinen die Kelten teils als Herrenschicht bald geschwunden zu sein, teils sich mit den einheimischen Iberern vorwiegend westischer Rasse zu einem Volke verbunden zu haben. Der Name Keltiberer deutet eine solche Völker- und Rassenmischung an. Nach der Vermischung mußte sich nordisches Blut gelegentlich auch bei den Iberern zeigen oder doch bei solchen Einwohnern der iberischen Halbinsel, welche von Römern ihrer Sprache nach als Iberer angesehen wurden, doch aber Kelten unter ihren Vorfahren haben konnten. So erwähnt der römische Dichter Silius Italicus (Punica XVI, 472) um 100 n. Chr. einen blonden iberischen Jüngling mit schneeweißer Haut und rötlichem Haar.

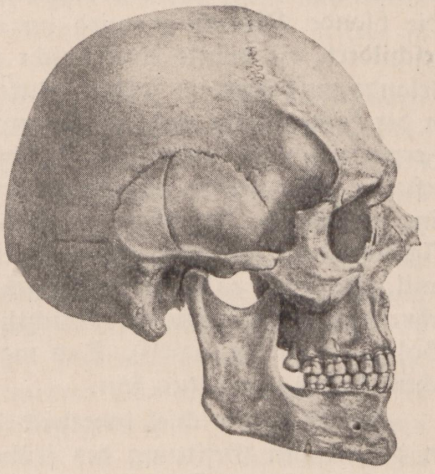
Schon im 3. Jahrhundert v. Chr. hatte der karthagische Feldherr Hamilkar Barkas ganz Spanien erobert. Nach der Niederlage Karthagos im Zweiten Punischen Kriege fiel die iberische Halbinsel 201 v. Chr. an Rom. Aber Rom hatte wie Karthago mit der zähen Tapferkeit der Iberer wie der Keltiberer zu rechnen und mußte auf der Halbinsel dauernd ein starkes Heer halten, ehe dann später eben keltiberische Truppen sich durch ihre Tapferkeit innerhalb des römischen Heeres auszeichneten.

Die keltischen Galater in Kleinasien waren lange Zeit hindurch von ihren Nachbarn gefürchtet. Sie müssen viele ihrer Tüchtigsten verloren haben, dadurch daß sie bald diesem, bald jenem Machthaber Söldnertruppen stellten. Erst den

Römern gelang es 189 v. Chr. die Galater zur Ruhe innerhalb ihrer eigenen Grenzen zurückzudrängen, bis endlich im Jahre 25 v. Chr. Galatien eine römische Provinz wurde. Dem Alten Testamente (1. Makkab. 8, 2; 2. Makkab. 8, 20) sind die Galater als tapfere Krieger und gesuchte Söldner bekannt. Eben dieses Söldnertum muß nun aber ihre Zahl rasch verringert haben, so daß auch ihre keltische Mundart allmählich schwand. Paulus schreibt an die Galater in einer



Schädel eines Briten (Kelten) aus einem Grabe bei Wetton Hill, Straffordshire, aus dem Gebiete des keltischen Stammes der Cornavii, etwa 120 v. Chr., Nordisch. (Nach Davis und Thurnham, Crania Britannica, 1898.)



Schädel eines Briten (Kelten) aus einem Grabe bei Wetton Hill, Straffordshire, aus dem Gebiete des keltischen Stammes der Cornavii, etwa 120 v. Chr., Vorwiegend dinarisch. (Nach Davis und Thurnham, Crania Britannica, 1898.)

Weise, daß man empfindet, wie geachtet sie waren. Hieronymus (etwa 340—420) berichtet in seiner Vorrede zum Galaterbrief, in seiner Zeit sei in Galatien noch keltisch gesprochen worden; doch ist diese Nachricht nicht unbedingt glaubwürdig. Reche teilt mit, es fänden sich noch heute im ehemaligen Gebiete der Galater auffällig viel Blonde[9]). Auch wird berichtet, daß dieses Gebiet dem türkischen Heere besonders tüchtige Wehrpflichtige stelle.

Auf den britischen Inseln mußte sich beim Schwinden des nordischen Blutes der keltischen Herrenschicht immer mehr das westische Blut der Unterschichten durchsetzen, so besonders in Irland, wo die keltische Schicht dünner war. Dio Cassius (LXVII, 4) beschreibt im 3. Jahrhundert n. Chr. Boadicea, eine Britannierin aus Königsgeschlecht: „Ihr Sinn ging auf höhere Dinge, als es sonst bei den Frauen der Fall ist. Sie war von sehr gewaltigem Körperbau; die Wildheit ihrer Erscheinung erfüllte die Jüngeren, welche sie sahen, mit Furcht; ihr Blick war außerordentlich strenge und durchdringend. Ihre Stimme war rauh; sie besaß außergewöhnlich reiches und sehr blondes Haar, das bis zu den Hüften reichte."

Das irische Schrifttum des frühen Mittelalters fuhr fort, die Freien stets blond, die Knechte stets dunkel zu nennen. Macalister hat Beispiele dafür zusammengestellt in seinem Werke „Ireland in Pre-Celtic Times" (1921) und ist zu dem Ergebnis gekommen: „Alle in Irland einheimischen Menschen von Bedeutung werden als goldhaarig beschrieben. Die meisten Menschen in untergeord-

[9]) Reche, im Reallexikon der Vorgeschichte unter „Galater".

neter Stellung und diejenigen, die mit Verachtung genannt werden, sind dunkelhaarig. Die Augenfarbe wird nicht so sehr betont, aber es zeigt sich, daß die Oberschicht helle Augen hatte." — Gelegentlich berichtet das altkeltische Schrifttum Irlands auch von breitgesichtigen Menschen. Soll man dabei an Erbanlagen ostischer Rasse denken? Da die Breitgesichtigkeit nur gelegentlich und am ehesten im Sinne einer Ausnahme erwähnt wird, dürfte man in dieser in der Hauptsache westisch-nordischen Bevölkerung nur einen geringen ostischen Einschlag annehmen. Die blonde Oberschicht wird im irischen Schrifttum stets mit langem Haare geschildert, die dunkle Unterschicht mit kurz geschnittenem. Aber das Keltentum Irlands muß doch im frühen Mittelalter schon weitgehend entnordet und Dunkle in der Herrenschicht nicht selten gewesen sein. Die Erinnerung jedoch an eine helle Herrenrasse und eine dunkle Knechterasse blieb bis über das Mittelalter hinaus bestehen. Der irische Geschichtsschreiber Mac Firbis (gest. 1660) berichtet über eine vorkeltische Bevölkerung Irlands, die halb sagenhaften Fir Bolg und deren Nachkommen, allerhand Einzelheiten, die er einem alten Buch entnommen haben will. Da heißt es: „Jeder, der schwarzhaarig, ein Schwätzer, hinterlistig, aufschneiderisch, geräuschvoll, verächtlich ist ..., das sind die Nachkommen der Fir Bolg .... in Irland"[10]). Das mag der Niederschlag eines alten nordisch-westischen Rassengegensatzes sein.

Der Rassenwechsel innerhalb des keltischen Volkstums zeigt sich vor allem in der irischen Gesittung des frühen Mittelalters. Im irischen Schmuckstil der Handschriften und Bilder, in der irischen Saga, zeigt sich unverkennbar westisch-nordisches Wesen, ein rassenseelischer Ausgleich, der an den der mykenischen Zeit Griechenlands erinnern kann. Die geistige Richtung des irischen Volkes, wie sie aus der irischen Saga ersichtlich wird, ist deutlich durch das seelische Wesen der westischen Rasse bestimmt. Heusler[11]) hat die nordrassisch bestimmte Saga der germanischen Isländer mit der westisch beeinflußten Saga der keltischen Iren verglichen:

Gegenüber der isländischen Saga, welche „zeitgeschichtlich-lebenstreu, wirklichkeitsscharf, nüchtern" schildere, erscheine die „seelische Zeichnung" der irischen Saga „maßlos, hyperbolisch"; die irische Saga „steigert die Rede oft ins Pathetische oder Hymnische", „die äußere Erscheinung der Menschen wird ganz gewöhnlich in schwelgender Wortfülle geschildert" — „die irische Saga liebt die Erwähnung leiblicher Zustände (z. B. bei Verwundungen), die in das Krasse, Medizinische, nach germanischem Geschmack Unappetitliche hinübergehen"; sie „wechselt zwischen dünner Skizzierung auch bedeutsamer Vorgänge und impressionistischer, zerfließender Farbenglut in den ausgeführten Momenten". Die Saga der Iren ist gegenüber der zurückhaltend sachlichen isländischen Saga gekennzeichnet durch eine oft ausschweifende Einbildungskraft, eine Lust an tollen Einfällen und übertriebenen Schilderungen, welche manchmal geradezu „morgenländisch" anmutet und einen an die wahrscheinliche Beimischung orientalischen Blutes in Südengland und Irland denken läßt.

Diesem unverkennbaren Einfluß nicht-nordischen Wesens entspricht auch die tiefgehende Umwandlung der irischen Sprache, welche man bei ihrem späteren erneuten Auftreten in Aufzeichnungen der Neuzeit zuerst gar nicht mehr als eine

[10]) So nach Pokorny, Beiträge zur ältesten Geschichte Irlands, Zeitschrift f. celtische Philologie. Bd. 11, 1917.

[11]) Abhandlungen der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Kl., Jahrgang 1913, Nr. 9.

Weitergeſtaltung der altiriſchen Mundart des Keltiſchen erkannt hat. Kretſchmer[12]) urteilt über dieſe neuiriſchen Mundarten, merkwürdig ſei „ihre ſtarke Abweichung vom urſprünglich indogermaniſchen Typus, die vom Standpunkte des Indogermaniſchen auffälligen lautlichen und ſyntaktiſchen Erſcheinungen". — Jones[13]) hat auf den Einfluß einer vorindogermaniſchen, der weſtiſchen Raſſe zuzuſchreibenden Sprachform auf die keltiſchen Mundarten der britiſchen Inſeln aufmerkſam gemacht. Beſonders Pokorny hat dieſen Einfluß eines nicht-indogermaniſchen, der Raſſe nach nicht-nordiſchen Sprachgeiſtes auf das Iriſche in mehreren Arbeiten unterſucht[14]).

Die Umwandlung des iriſchen Geiſtes durch Zunahme der weſtiſchen Raſſe im frühmittelalterlichen Irentum zeigt ſich auch durch die annähernd mutterrechtlichen Züge an, von denen die iriſche Saga berichtet. Daß das Keltentum Irlands im frühen Mittelalter nur noch ein „Sprachkeltentum" war, hat Zimmer[15]) eben auch durch die Auffaſſung des geſchlechtlichen Lebens bei dieſen Iren beſtätigt geſehen. Immer wieder ſchildert die iriſche Saga Zügelloſigkeit und Schamloſigkeit vor allem des weiblichen Geſchlechts. Mit einiger Übertreibung urteilt Zimmer: „Dieſer ausgeprägt ſinnliche Zug in der iriſchen Literatur muß jedem ſofort auffallen. Er hat zur Folge, daß die Frauengeſtalten in Heldenſage und Legende mit wenigen Ausnahmen einen gemeinen Charakter tragen, wie er mir in der Art bei meinen Studien nirgends ſonſt begegnet iſt." Jedenfalls waren die geſchlechtlichen Verhältniſſe der britiſchen Inſeln für die dort einwandernden Angelſachſen vorwiegend nordiſcher Raſſe ein Greuel: mehr oder weniger mutterrechtliche Auffaſſung der entnordeten Iren ſtieß hier mit der vaterrechtlichen Auffaſſung der überwiegend nordiſchen Germanen zuſammen.

Süddeutſche Koloniſten in Schleswig und Jütland.

Von Dr. Martin Steinhäuſer.

Die ſüddeutſchen Koloniſten in Schleswig und Jütland ſind ein faſt vergeſſenes Kapitel in der Geſchichte des deutſchen Auswanderungs- und Koloniſationsweſens. Anders als die Oſt- und Weſtwanderung der ſüddeutſchen Stämme iſt ihre Nordwanderung nur wenig von der hiſtoriſchen Forſchung beachtet worden, geſchweige denn ihre Kenntnis in größere Kreiſe gedrungen. In ſeinem Buche „Auswanderung und Koloniegründung der Pfälzer im 18. Jahrhundert" hat Häberle dieſen ſogenannten „Pfälzer" Koloniſten, die ſich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf den weiten Heideflächen Jütlands anſiedelten, einen kleinen, nur ſehr knappen Abſchnitt gewidmet. Dann hat ſich auch die ſchleswig-holſteiniſche Geſchichtsforſchung ihrer angenommen und in kleinen Einzelunterſuchungen unſere Kenntnis dieſer Heidebauern, die heute nur noch in Orts- und

12) Kretſchmer, Die indogermaniſche Sprachwiſſenſchaft, 1925.

13) Jones, Prearyan Syntax in Insular Celtic, Rhys und Jones, The Welsh People, 1900.

14) Vgl. hierzu den Abſchnitt „Raſſe und Sprache" in Günther, Raſſenkunde des deutſchen Volkes, 12. Aufl. 1928.

15) Zimmer, Keltiſche Beiträge, Zeitſchrift für deutſches Altertum, Bd. 33, 1889.

Familiennamen weiterleben, bereichert. So weit diese Kolonisten im dänischen Jütland eine neue Heimat fanden, sind sie ein Stück untergegangenen Auslanddeutschtums. Sie fordern unser Interesse nicht nur als geschichtliche Erscheinung, sondern ihr Untergang im fremden Volkstum ist uns eine Lehre und Warnung, die uns an unsere Pflichten den auslanddeutschen Volksgenossen gegenüber gemahnt.

Im Jahre 1759 ließ der dänische König Friedrich V. in Süddeutschland den Ruf nach Besiedlung und Urbarmachung der Heidelandschaft auf dem Mittelrücken Jütlands ergehen. Die Wirtschaftsgesinnung des Merkantilismus, dessen Ideal intensive Betriebe und dichte Bevölkerung war, erblickte in diesen weiten, unbenutzt liegenden Flächen ein geeignetes Objekt. Zugleich sollten die erschöpften Finanzen des dänischen Staates auf diese Weise eine Auffrischung erfahren. Man hatte schon vorher mehrfach versucht, die angrenzenden Bauern durch Zusicherung weitgehender Freiheiten für dieses Unternehmen zu gewinnen, aber die schwere Arbeit schreckte ab. Nun warb in Frankfurt der Legationsrat Moritz mit großen Versprechungen: Reichlich Land, Steuerfreiheit auf 20 Jahre, Befreiung vom Kriegsdienst, von Spanndiensten und von militärischer Einquartierung stellte er in Aussicht. Als Reisevergütung sollte erhalten: jeder Mann 30 dänische Reichstaler, jede Frau 20 und jedes Kind von 12 bis 16 Jahren 10 dänische Reichstaler. Das lockte. Der spanische Erbfolgekrieg, der österreichische Erbfolgekrieg und der siebenjährige Krieg, lasteten schwer, besonders auf den pfälzischen Landen. Mancher arme Schlucker verkaufte den Rest seiner Habe und ließ sich anwerben. Auch viele zweifelhafte Elemente, Glücksritter und Abenteurer, fanden sich ein. Der Legationsrat erhielt für jede Person einen Louisdor. Was kümmerte es ihn, ob sie tauglich waren oder nicht. Über die Herkunftsorte geben Aufzeichnungen der Kieler Universitätsbibliothek Aufschluß. Nach diesen von Legationsrat Moritz stammenden Nachrichten kamen sie aus den Dörfern: Lentershausen, Hohensachsen, Schriesheim, Orsenbach, Heddesheim, Großensachsen, Obersflockenbach, Dittenbach, Litzelsachsen, Anfertal, Aschaffenburg, Kossenheim, Edingen, Burkenau, Anschbach, Ladenburg, Weinheim, Zwingenberg, Satthausen, Burghausen usw. Aus dem Durlachschen, Württembergischen und Darmstadtschen kam im Jahre 1760 eine ganze Reihe. Weitere brachen 1761 auf: etwa 200 aus Speck im Durlachschen, 150 aus Hessen-Darmstadt, aus der Pfalz 85, aus Schwaben 70, aus dem Iserburgischen 6 und aus dem Speyerschen etwa 60 Personen. Es waren also nicht allein Pfälzer, die sich anwerben ließen. Auch Hessen, Badenser und Württemberger schlossen sich an. Wohl aber stellte die Pfalz den größten Teil. Die alte Kurpfalz umfaßte ja auch bedeutende rechtsrheinische, jetzt badische Gebiete. Da die Pfälzer allgemein an der Auswanderung der damaligen Zeit nächst den Schwaben am meisten beteiligt waren, wurde der Begriff „Pfälzer" beinahe gleichbedeutend mit dem Ausdruck „Auswanderer", also auch für die Andersstämmigen gebraucht, wie die zur selben Zeit in Ungarn und Rußland siedelnden süddeutschen Kolonisten mit dem Sammelbegriff „Schwaben" bezeichnet wurden.

In 18tägiger Reise zogen sie nun, bald in kleineren, bald in größeren Gruppen von Frankfurt nach Altona, von dort weiter auf der uralten Völkerstraße Schleswig-Holsteins, auf dem Ochsenwege, hinauf nach Jütland, oder, wer die Seereise vorzog, bestieg in Lübeck das Schiff, um in Fredericia oder Aarhus an Land gesetzt zu werden. Bis Ende des Jahres 1760 waren 265 Familien mit insgesamt 965 Personen in Jütland angelangt. Große Hoffnungen

hatte der Werber in ihnen erweckt, und was fanden sie vor bei ihrer Ankunft: unübersehbar dehnte sich die braune Heide vor ihren Augen aus, keine menschliche Behausung war zu erblicken. Ja, man hatte noch nicht einmal die Plätze für die einzelnen Siedler abgesteckt. Die Werbung und Abreise war übereilt gewesen, nichts war vorbereitet. Dazu machten die Anwohner Schwierigkeiten und erhoben gänzlich unbegründete Ansprüche auf das Land. Diese Fremden waren ihnen alles andere als willkommen. Große Teile mußten zunächst in den Städten, in Viborg und Fredericia untergebracht werden, und die wenigen, die sich ans Werk machen konnten, mußten in elenden Erdhütten hausen. Dazu kamen Zwistigkeiten mit den Kommissaren der Regierung. Die Kolonisten wollten, wie sie es von der Heimat her gewohnt waren, in Dörfern von 30 bis 40 Stellen zusammenwohnen, während die Regierung jeden einzeln mitten in dem ihm zugewiesenen Komplex ansiedeln wollte. Unmut und Enttäuschung griffen Platz und drohten, sich in einem Aufruhr Luft zu machen. Die Regierung mußte durchgreifen und ließ die Anführer ins Zuchthaus sperren. Schließlich willigte sie ein in die Anlage von Dörfern und kaufte für 18 Familien einen Teil der nicht so unfruchtbaren, westlich von dem Orte Vejle gelegenen Randböllheide an. Die ödesten und vollkommen wasserlosen Gebiete erschienen als aussichtslos für den Anbau. Sie wurden daher aufgegeben und dafür die schleswigschen Heiden in das Unternehmen einbezogen. Schleswig war ja damals mit Holstein zusammen durch Personalunion mit dem dänischen Königreich verknüpft und unterstand gleichfalls der dänischen Verwaltung, die allerdings nicht nur hier, sondern auch in der Hauptstadt Kopenhagen selbst, zumal in den höchsten Ämtern, in deutschen Händen lag.

Bei der Kolonisation in Schleswig waren es im wesentlichen die Heidestrecken und auch Moorgegenden in den Ämtern Gottorp, Hütten, Flensburg und Tondern, die in Angriff genommen wurden. Hier handelt es sich also um eine Gegend, die nicht in dem Sinne Ausland für die süddeutschen Kolonisten war, wie das nördliche Jütland. Erst in jüngster Zeit hat die zu Unrecht gezogene Grenze von 1920 das von ihnen damals besiedelte Gebiet in zwei Teile zerrissen, so daß die nördlichen von Tondern und Flensburg gegründeten Kolonien zum Teil jetzt auf dänischem Boden liegen. Doch bevor ich auf ihr völkisches Schicksal eingehe, sei kurz der Gang der Kolonisation geschildert. Sie hat hier im ganzen einen günstigeren Verlauf und größere Ausdehnung als die jütische genommen. Die Zahl der Mißerfolge war aber auch hier nicht gering. Die Beschaffenheit des Heidebodens, der Mangel an Wiesen, die Unvollkommenheit der landwirtschaftlichen Hilfsmittel, die Mittellosigkeit und Untauglichkeit der Kolonisten, die zum Teil nicht einmal Ackerbauer waren, ja nicht einmal die Heide auch nur dem Namen nach kannten, waren die Hauptursachen. Wohl stellte der Staat Mittel zur Verfügung, zahlte Tagegelder, lieferte den Beschlag und Saatkorn und ließ an Stelle der Erdhütten bald Häuser bauen. Trotzdem verzagte mancher und entfloh, heimlich, da jeder den Untertaneneid hatte leisten und sich verpflichten müssen, im Lande zu bleiben. Die Unfähigen wurden immer mehr ein Hindernis für die Brauchbaren und die Regierung sah sich veranlaßt, einen großen Teil zu entlassen. Im Jahre 1763 wurden 253 Familien entlassen. Viele folgten im selben Jahre dem Rufe der Kaiserin Katharina von Rußland und zogen an die Wolga, wo damals die Herrnhuter-Kolonie Sarepta bei Astrachan gegründet wurde. Andere suchten, da die Kriegsfackel erloschen war, die Heimat wieder auf. Der Legationsrat erhielt die Weisung, keine Leute mehr anzuwerben,

da die Aufwände ein für die Regierung unerträgliches Maß annahmen. Als Gesamtergebnis ergab sich für den Zeitraum von 1761—1765 die Gründung von 570 Kolonistenstellen im Schleswigschen, statt der beabsichtigten 4000, die sich bis nach Holstein hinein hatten erstrecken sollen.

Durch ihre Namen hoben sich diese Kolonien aus ihrer Umgebung ab. Während die Kolonien selbst nach den Mitgliedern der dänischen Königsfamilie benannt wurden, brachten die Namen der einzelnen Stellen oft in launiger Weise die Stimmung ihrer Gründer zum Ausdruck: „Nordens Ruh, Nordischer Löwe, Trotz Teutschland, Erichs Arbeit, Moritz Fleiß" verraten den Stolz auf die geleistete Arbeit. Ein anderer verlieh seiner Erinnerung an die heimatlichen Rebenhügel Ausdruck in dem Namen „Weinlos". Wieder ein anderer nannte sein Gewese „Steinhaus" im Gegensatz zu der glücklich überwundenen Erdhütte, mit der sein Kolonistendasein begonnen hatte. „Goldgrube", „Frische Quelle", „Lustig Leben", „Wag es nur" usw. sind andere Namen. Dabei war in Wahrheit wohl kaum einer unter ihnen, der sein Gewese mit Recht als eine Goldgrube bezeichnen oder ein lustiges Leben auf seinem ärmlichen Anwesen führen konnte. Reichtümer, die der werbende Legationsrat in Aussicht gestellt hatte, hat keiner hier sammeln können. Dazu war der Boden zu karg, und es fehlte an Wiese und Weide. Mancher war auf einen Nebenerwerb angewiesen. Die Besitzverhältnisse waren dahin geregelt, daß dem Kolonisten seine Stelle, die meist 16 Hektar groß war, als Erbfeste, d. h. als eine Art Erbpacht übertragen wurde. Der König blieb Eigentümer. Ohne besondere Erlaubnis durfte kein Land veräußert werden oder Schulden darauf gemacht werden. Erst 1870 erfolgte die Ablösung sämtlicher an den Stellen haftenden Rechte und Pflichten. Damit fiel jeder Unterschied zwischen den Kolonien und den anderen Stellen hinweg, ein Umstand, der die Verschmelzung mit der einheimischen Bevölkerung sehr beförderte.

Dieser Verschmelzungsprozeß wurde von vornherein dadurch erleichtert, daß auf jeder fünften Stelle ein Einheimischer angesiedelt worden war mit der Absicht, die Fremden zu ermutigen. Auch in die von den Pfälzern verlassenen Siedlungen waren eingesessene Bauern nachgerückt, so daß schon von 1765 einzelne Kolonien fast nur mit Einheimischen besetzt waren. Auch die Gleichheit der Konfession konnte diese Entwicklung nur beschleunigen. Daß nur protestantische Einwanderer in das protestantische Land gerufen wurden, darauf hatte der dänische Staat besonderen Wert gelegt. Schneller als in Jütland, wo der volkliche Unterschied ja weit stärker war, hat die Angleichung sich hier vollzogen. Da sie dem deutschen Volkstum aber erhalten blieben, ist dieser Vorgang für uns nicht so sehr zu beklagen. Die Nachkommen freilich von den am weitesten nach Norden Siedelnden saßen später in der Kampfzone der beiden Nationalitäten, der deutschen und der dänischen, und es ist ein tragischer Zug in der Geschichte dieser Kolonisten, daß viele von ihnen den Einflüssen der dänischen Kultur erlagen und als Gegner den Stammesbrüdern bei der Abstimmung gegenüberstanden. Dem anderen, größeren Teil, der dem Deutschtum die Treue hielt, ist es vielleicht mit zu danken, daß sich bis weit über die jetzige Grenze hinaus eine deutsche Stimmenmehrheit bei der Abstimmung im Jahre 1920 ergab. Bis zu der von deutscher Seite vorgeschlagenen Grenze, der sogenannten Tiedje-Linie, reichte auch das Siedlungsgebiet der Kolonisten.

In Jütland war das Ergebnis folgendes: Auf zwei Gebiete verteilten sich hier die Siedler. Der eine größere Teil wurde auf der Alheide südwestlich von Viborg ansässig. Zwei größere Dörfer entstanden hier mit zusammen etwa

60 Höfen, Frederikshede und Frederikshöj, daneben von hier aus mehrere kleinere Ausbauten, die je drei oder vier Höfe umfaßten. 18 Familien waren, wie ich ſchon eingangs erwähnte, nach der im ſüdlichen Jütland gelegenen Randböllheide gezogen. Wie im Schleswigſchen mußten auch hier die Unbrauchbaren ausgeſchieden werden. Der Reſt machte ſich, nachdem ihre Forderungen nach Dorfanſiedlung und Häuſern in pfälziſcher Bauart bewilligt waren, an die Bezwingung der Heide. Ein beſonders intereſſantes, zugleich ſchmerzliches Kapitel iſt für den heutigen Betrachter die Geſchichte ihrer Entnationaliſierung, die näher zu unterſuchen eine reizvolle Aufgabe für den ſtammverwandten Volkskundler ſein müßte. Wie ihre Landsleute in Schleswig ihre ſüddeutſche Eigenart längſt verloren haben, ſo ſind auch ſie im fremden Volkstum untergegangen. Mit dem Verluſt ihres Deutſchtums haben ſie einen noch höheren Preis gezahlt, der den mühſam erworbenen neuen Lebensbedingungen nicht entfernt entſprach. Wohl ſorgte der däniſche König für ihr geiſtiges Wohl: eine Kirche wurde gebaut und Schulen und ſie erhielten deutſche Prediger und deutſche Lehrer. Eine Nationalitätenfrage gab es damals noch nicht. Nachdem acht Jahrzehnte ſeit der Niederlaſſung verfloſſen ſind, hören wir von ihnen aus einem däniſch geſchriebenen Bericht ihres Pfarrers. Paſtor Carſtens ſchreibt über die Stellung, die ſie in der erſten Zeit zu ihrer däniſchen Umgebung einnahmen: „Sie ſondern ſich ab von den umwohnenden Dänen, die ſich mit Verwunderung dieſes fremde Volk betrachteten, das von Kartoffeln leben konnte und da ackern konnte, wo es doch eine ausgemachte Sache war, daß da kein Menſch leben könne. Inzwiſchen ſahen die Dänen bald dieſe in Sprache, Sitte und Kleidertracht von ihnen verſchiedenen Menſchen zu ſich kommen, teils um Lebensmittel zu kaufen, teils um für ihr Gärtchen ſo viel Dung zu holen, als nur die Schürze faſſen konnte, denn ein kleines Stück Garten mußten ſie doch auch gleich vor ihren Hütten haben, mit Blumen darin, welche die Sehnſucht nach ſchöneren Gegenden täuſchen konnten.“ Beſondere Aufmerkſamkeit verdient hier die Anſpielung auf die Vorliebe der Deutſchen für die Kartoffel. Es iſt nämlich ihr Verdienſt, dieſe den Jüten bisher unbekannte Frucht hier eingeführt zu haben. Das brachte ihnen den Spottnamen „Kartoffeltysker“, d. h. „Kartoffeldeutſche“, ein. So wie Carſtens es hier ſchildert, hatten ſie ſich in den erſten Jahrzehnten den Dänen gegenüber verhalten. Zu einer Zeit — er ſchrieb ſeine Abhandlung im Jahre 1839 — hatten ſie, von wenigen älteren Leuten abgeſehen, ſchon die jütiſche Tracht angenommen. Während das Hochdeutſche Schul- und Kirchenſprache war, ſo ſprachen ſie unter ſich zu der Zeit mit Vorliebe ihren ſüddeutſchen Dialekt. Aber alle verſtanden däniſch und ſprachen es vielfach auch. Die folgende Generation entwickelte dann einen mit däniſchen Worten gemiſchten Dialekt. Schritt für Schritt faßte nun die däniſche Sprache Fuß. Vielleicht mochte die Nationalitätenfrage, die inzwiſchen brennend geworden war und in Nordſchleswig zur Zurückdrängung der deutſchen Sprache und Kultur führte, auch hier ſich geltend machen. Im Jahre 1856 beſtimmte die Regierung, daß die Kirchenſprache abwechſelnd deutſch und däniſch ſein ſollte und fünf Jahre ſpäter wurde das däniſche Schul- und 15 Jahre ſpäter endgültig auch Kirchenſprache. In den 80er und 90er Jahren trat die deutſche Sprache auch in Haus und Familie ihren Rückzug an. Nach Mitteilungen aus dem Jahre 1893 konnte damals das heranwachſende Geſchlecht deutſch weder verſtehen noch ſprechen. Auch ſeinem Familiennamen gab der eine oder andere durch Veränderung einzelner Buchſtaben einen däniſchen Anſtrich. Sitten und Gebräuche, die an die Heimat erinnerten, ſchwanden ebenfalls dahin. So mußte z. B.

früher die Jugend in der Kirche näher am Altar sitzen, um unter den Augen der Eltern zu sein. Bei einem Leichenbegängnis wurde der Deckel des Sarges an der Kirchentür abgenommen, damit Freunde und Verwandte von dem Toten Abschied nahmen, und die Alten gingen dreimal um das Grab herum, ehe es zugeworfen wurde. Das alles hörte auf und wurde von dem Strom des stärkeren dänischen Volkstums hinweggeschwemmt. Die Erinnerung an die Einwanderung verblaßte, nur in sagenhaften Gerüchten lebte sie noch, um bald ganz unterzugehen. Beschleunigt wurde diese ganze Entwicklung, wie in Schleswig, durch die zunehmende Vermischung mit der eingesessenen Bevölkerung. Seitdem der Staat 1852 seine Rechte an den Kolonistenstellen aufgegeben hatte, und die Bauern Eigentümer geworden waren, konnten sie sich als vollberechtigte dänische Staatsbürger betrachten. Damit fiel ein weiterer Unterschied, der bisher trennend gewirkt hatte, fort. Außerdem hatte das deutsche Beispiel dänische Kolonisten angelockt, die nun auch ihr Glück auf der Heide versuchten und sich mitten zwischen den Deutschen niederließen. Waren im Anfang Ehen zwischen den Deutschen und den Dänen geradezu verpönt, so wurden später, als die Zeiten anders geworden waren, die Kinder aus solchen Ehen von ihren Mitschülern noch oft als „Halvblusse", d. h. „Halbblütige", verspottet. Aber auch da fiel gegen Ende des vorigen Jahrhunderts jedes trennende Moment hinweg. Bis in die jüngste Zeit soll sich nach den Berichten von Deutschen, die die Gegend besuchten, ein Wort erhalten haben, das an die einstige Einwanderung aus Deutschland erinnerte. Wenn ein Bekannter aus der Stadt Viborg heraus auf die Heide kam, so begrüßte man ihn spaßhaft: „Velkom i Tyskland", d. h. „Willkommen in Deutschland". Das einzige, was geblieben ist, sind Familiennamen, deutsche Sprachreste bei den alten Leuten und gewisse rassische Eigenarten, vor allem eine besondere Beweglichkeit, durch die sie sich aus ihrer Umgebung abheben.

Die Kulturtat, durch die diese kleine, am weitesten im europäischen Norden vorgestoßene Schar deutscher Kolonisten sich ihren Platz in der Geschichte der deutschen Auswanderung und Kolonisation sichert, besteht darin, daß sie die ersten waren, die den Pflug in den unbezwingbar geltenden Boden der jütischen Heide setzten. Wenn sie, ganz auf sich gestellt, ohne politische und kulturelle Stütze am deutschen Mutterland und unter dem Einfluß einer fremden, mindestens ebenbürtigen Kultur ihres Deutschtums verlustig gingen, so erfüllte sich damit in kleinem Ausmaß ein Schicksal, das immer deutschen Brüdern im Auslande droht, wenn sie nicht mehr den Herzschlag der alten Heimat spüren.

Kleine Beiträge.

Von deutscher Baukunst.

Von Architekt BDA. Wilhelm Brurein, Hamburg.

Bei einem Rückblicke auf die Entwicklung der Baukunst finden wir in Zeiten des Gärens weit mehr Unfertiges, als in denen des Reifens. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die junge Baukunst neuer Sachlichkeit durchaus nicht von der früherer Zeiten starken Gärens.

Dringen wir zu den im tiefsten Wesen der deutschen Baukunst wirkenden geistigen Kräften alles Werdens vor, — denen des Gemütes und Verstandes —, so sehen wir in den Kräften des Gemütes, starke, alles künstlerisch schöpferische Gestalten und Formen antreibende Kräfte, die wir unter dem Begriff des „Sehnens nach dem Unerreichbaren" zu-

sammenfassen wollen. Ihr beherrschender Wille innerhalb der Kräfte der Psyche tritt in dem Schöpfungsvorgang stets da zu Tage, wo das zwischen Inhalt und Form stehende Trennende dem angestrebten Ausgleiche widerstrebt. Decken Inhalt und Form sich schließlich und fand in dem Ringen um die Beseelung des Werkes, das Ausgreifen nach dem Unerreichbaren weitgehend Berücksichtigung, dann dürfte sich das Werk um so mehr dem Vollkommenen nähern.

Ob nun aber dieses Sehnen nach dem Unerreichbaren, das wir weit mehr ausgeprägt im deutschen Volkskörper und in dem östlicher Völker Europas, als in dem westlicher zu erkennen vermögen, sich auf die seelische Art einer Rasse oder auf mehrere seelisch verwandte Arten zurückführen läßt oder als ein Ergebnis der Rassenmischung betrachtet werden muß, ist eine Frage, die letzten Endes einmal die Rassenforschung zu beantworten hätte. Mir will allerdings scheinen, als ob es stets da überall im Gestalten und Formen mehr hervortritt, wo seelische Kräfte der nordischen Rasse in dem Werke stärker erkennbar wirken. Dies zeigt sich sowohl in allen Bauwerken auf deutschem Boden, als auch da außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes, wo unverkennbar ein stärkerer Einschlag der nordischen Seele vorhanden ist. Mag die Prägung auch noch so verschieden sein, so zeigt sich doch stets die nahe Wesensverwandtschaft. Lassen die dem nordischen Boden unserer Heimat verbundenen Bauwerke mehr einen nach dem Schweren, Drückenden, Ernsten neigenden Zug erkennen, so zeigen die im Süden wurzelnden mehr das Leichte, Befreiende, Heitere. Wenn ich auch den mitbestimmenden Einfluß der Umwelt (Landschaft, Klima, Baustoffe usw.) nicht verkenne, so scheint mir trotzdem, als ob es immer wieder das nach neuen Weiten ausgreifende Sehnen der nordischen Seele ist, das noch stets die Prägung eines großen Teiles der europäischen Baukunst künstlerisch-schöpferisch zu befruchten vermochte.

In den übrigen im deutschen Volkskörper mit der nordischen Rasse vermischten oder neben ihr wirkenden Rassen: in der ostbaltischen, der ostischen, der westischen, der dinarischen, der vorderasiatischen und der orientalischen Rasse, tritt das Sehnen nach dem Unerreichbaren offenbar nur noch in der ostbaltischen, ostischen und in der dinarischen Seele stärker hervor. Dabei scheint es schöpferisch formend, wenn auch oft bis zum Formlosen neigend, mehr in der ostbaltischen Seele hervorzutreten, und mehr zu geduldiger Übernahme geschaffener Form, nach dem Entspannenden, Entstraffenden neigend in der ostischen Seele vorzuherrschen. Weniger scheint es dagegen der mehr im Verstande wurzelnden westischen (romanischen) und der orientalischen Seele eigen zu sein. Hingegen tritt es wieder stärker in der gemütsreichen, von Stimmungen durchfluteten, zum Temperamentvollen neigenden dinarischen und bis zu einem gewissen Grade auch in der vorderasiatischen Seele hervor. Wenn westischer und orientalischer Geist in Bauwerken nordischer Gestaltung eine gewisse Geschmeidigkeit und klare Gedankenschärfe vermißt und dazu neigt, die stark im Willen und Empfindung wurzelnde deutsche Baukunst als unklar und unbestimmt zu bezeichnen, so dürfte dies in deren mehr dem Verstande zuneigendem Wesen zu suchen sein.

Wirkt das Sehnen nach dem Unerreichbaren stark gestaltend und formend in dem Werke, und ist dieses in der Lage, in dem Beschauer verwandte Klänge zum Mitklingen zu wecken, so wird selbst ein weniger vollkommenes Decken von Inhalt und Form nicht als störend empfunden werden. Derartige Werke vermögen mitunter einen wunderbaren Zauber auszulösen, einen Zauber ähnlich dem, den z. B. die in der Form durchaus nicht ausgeglichene Markuskirche in Venedig in dem ihrer Art verwandten Beschauer auszulösen vermag. Tritt es dagegen zurück, verliert es an befruchtender Gestalt- und Formkraft und zeigt das Werk zuletzt eine formale Ausgeglichenheit, etwa wie bei den ganz gleichmäßigen Säulenreihen der Prokuratorenpaläste um den Markusplatz in Venedig und ähnlichen Spätwerken, so dürfte aller Zauber dahin sein. Schwinden die Grundwerte, verliert das urschöpferisch künstlerische Gestalten und Formen an Lebenskraft und kommt es zuletzt zu einem, mehr wissenschaftlichen Auswählen und geistreichem Zusammenstellen, teils alter, teils neuer Gedanken und Formen, wie es sich nicht nur in den Werken des eklektischen Zeitalters der letzten hundert Jahre zeigte, sondern auch in denen der neuen Sachlichkeit hervortritt, so vermag das deutsche Herz nur noch zögernd zu folgen.

Mögen auch auf wissenschaftliche Grundlagen sich stützende Methoden für ein technisches Gestalten genügen, so reichen sie aber sicher nicht für ein künstlerisch schöpferisches Gestalten und Formen aus. Der Niedergang der deutschen Baukunst der letzten hundert Jahre läßt erkennen, daß es selbst mit Hilfe der geistreichsten Methoden von außen her unmöglich ist, den im tiefsten Wesen, im Gemüt wirkenden seelischen Kräften die künst-

lerisch, schöpferischen Antriebe zuzuführen. Dabei will ich durchaus nicht in Zweifel ziehen, daß eine mehr im Verstande wurzelnde Baukunst, wie sie dem Wesen anderer Völker angemessen sein mag, der seelischen Antriebe nicht bedarf. Sollten wir es daher nicht einmal von innen heraus, auf dem Wege über die ererbten Eigenschaften des Blutes versuchen, uns den Dingen zu nähern? Mit der Erkenntnis der in den einzelnen seelischen Arten wirkenden künstlerisch schöpferischen Antriebe ist es vielleicht möglich, dem angestrebten Ziel näher zu kommen.

Auf meinen, mich im Laufe der Jahre durch große Gebiete Europas und Nordamerikas führenden architektonischen Streifzügen fand ich rückschreitend, auf dem, aus der frühesten Vorgeschichte in die Geschichte führenden Weg der Wanderungen der Völker Europas und in den gegensätzlichen Gestaltkräften, wie sie in den auf uns gekommenen Werken der Baukunst hervortreten, das Wirken seelisch verwandter Arten. Diese Arten, welche die Vorgeschichts- und Rassenforschung heute unter dem Begriff „nordische Rasse" zusammenfaßt, scheinen es auch zu sein, die in der europäischen Baukunst noch stets die Grundwerte aller Prägungen zu beleben vermochten; doch vielleicht mit Ausnahme der neuen „Sachlichkeit". Wenn im Laufe der Entwickelung die ehemaligen Grundwerte Wandelungen zeigen, ja wir sie zeitweise bis zum Unerkennbaren überdeckt finden, so sehen wir hierin den Einfluß anderer seelischer Arten und fremder Umwelten. Fremder Umwelten darum, weil nordische Stammesteile und ganze nordische Völker ihre ehemals sich offenbar von Nordwesten bis Nordosten Europas erstreckenden Wohnsitze verließen und im Süden siedelten oder von ihrer Umwelt losgelöste Formen in fremde Umwelten verpflanzten, wie es in der Baukunst neuer Sachlichkeit erkennbar ist.

So sehen wir auch wie in der Baukunst des hellenischen Volkes, der des römischen Volkes, der des Mittelalters und der der italienischen Renaissance das prägende Gestalten der nordischen Seele sich dauernd wandelt; wie mit dem Fortschreiten der Rassenvermischungen in den Mittelmeerländern und dem schrittweisen Ausmerzen der nordischen Geschlechter die Schöpferkräfte mit der Zeit versiegen; wie in den Baukünsten immer mehr das Bestreben nach der rechnerisch ausgeglichenen Form hervortritt; wie sie in hohler, glatter Form erstarren und zuletzt ganz verflachen.

Gibt es eine reine nordische Baukunst, so dürfte es eine reine westische schon darum nicht geben, weil die vorwiegend westischen Mittelmeerländer immer wieder Einflüsse erfahren, wenn auch nicht unmittelbar vom Norden, so doch von der Baukunst der italienischen Renaissance, in der die nordische Seele vorherrscht. Die westische Baukunst kennzeichnet eine mehr im Verstande wurzelnde, zu hohler Glätte und Geschmeidigkeit neigende Form, dagegen zeigt die deutsche eine mehr im Gemüt wurzelnde, mit dem Inhalt verwachsene Gestalt. Daher ist auch die westische Form leichter übernehmbar und auch bis zu einem gewissen Grad dem nicht westischen Menschen zugänglich. Die deutsche Baukunst ist aber um so weniger übernehmbar. Der Außenstehende steht ihr stets dann um so verständnisloser gegenüber, je weniger in ihm die in ihr wirkenden und sich dauernd durchdringenden, verschieden gearteten Seelen Verwandtes zu wecken vermögen.

Durch die aus dem Weltgefühl und von anderen seelischen Arten kommenden Einflüsse ist das, mehr im Willen und Empfindung wurzelnde, mitunter auch ungestüm nach neuen Weiten ausgreifende Gestalten nordischer Art und Umwelt dauernd Wandlungen und Überdeckungen unterworfen. Ebenso unterliegt das nach dem Sachlichen, Wahren neigende Formen der nordischen Seele, das Menschen anderer seelischer Arten mitunter als steif, streng, straff, kühl, ja bis zum Herben, Kalten, Schroffen neigend finden, dauernd der Wandelung; wie etwa: durch den Einschlag der ostischen Seele nach dem Beschaulichen und Behaglichen; durch den der ostbaltischen Seele nach dem Schweifenden, Unruhigen, Formlosen; durch den der westischen Seele nach dem Gefälligen, Geschmeidigen, Glatten — bei mitunter glänzender Meisterung des Formalen — und durch den der dinarischen Seele nach dem Hochfliegenden, Schwungvollen, Barocken.

Die Unterschiede der seelischen Arten zeigen sich sowohl in den Prägungen, als in den einzelnen Werken. So wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach die barocke Abwandlung der Renaissance (Barockstil) auf den dinarischen Einschlag, der stärker verbreitet in den Alpenländern und in den nördlich und südlich daran sich anschließenden Gebieten zeigt, zurückführen lassen. Die in der hellenischen Kunst erkennbare Wandelung nach dem Barocken, der bis dahin vorwiegend nordischen Form, die zum erstenmal mit dem Auftreten des Skopas von Paros hervortritt — siehe Zeus-Altar von Pergamon —, läßt sich vermutlich auf den Einschlag der, der dinarischen Rasse verwandten vorderasiatischen Rasse zurückführen. Die den Jugendstil kennzeichnende schweifend unruhige Formlosigkeit, wird sich vielleicht auf starken ostbaltischen Einfluß zurückführen lassen und

das kubische Gestalten, das sich in der von jenseits der Grenze über Holland zu uns gekommenen „neuen Sachlichkeit" zeigt, läßt sich offenbar auf den Einfluß der orientalischen Seele — die der westischen nahe steht — zurückführen.

War es im Jugendstil das dem Deutschen fremde ostbaltische Gestalten, dem es auf die Dauer nicht gelang, im deutschen Volkskörper Verwandtes zum Mitklingen zu wecken, so scheint es diesmal die, aus ihrer natürlichen Umwelt losgelöste, glatte, geschmeidige Form orientalisch westischer Gestaltung zu sein, der es nicht gelingen will, sich mit den weniger dem Weltgefühl verhafteten Gestaltkräften deutscher Art und Umwelt zu ausgeglichenem schöpferischen Wirken zusammenzufinden.

Nun haben aber all diese Dinge mit dem mehr im Verstand wurzelnden technischen und wirtschaftlichen Belangen alter und neuer Baustoffe und Bauweisen nichts oder doch nur sehr wenig zu tun.

So wenig das um die Jahrhundertwende mit dem Jugendstil stärker und ungestümer einsetzende Ringen die restlose Befreiung aus öder Stilnachahmung zu bringen vermochte, ebenso wenig werden die neuen Baustoffe, die aus der Not der Zeit geborenen sparsamen Bauweisen und die Erkenntnisse funktionalen und rationalen Planens und Bauens die neue Baukunst bringen. Letzten Endes werden auch all die mehr im Verstande wurzelnden, — doch darum nicht weniger begrüßenswerten, — auf technisch wirtschaftlichen Gebieten liegenden Fortschritte das künstlerisch schöpferische Gestalten und Formen nur unwesentlich zu wandeln vermögen.

Wie alle Kultur nur von Innen heraus, aus den Eigenschaften ererbten Blutes wachsen kann, so wird schließlich auch eine „neue" deutsche Baukunst nur aus dem Innern deutscher Art und Umwelt herauszuwachsen vermögen und sich nur langsam — sehr langsam — zu einer überpersönlichen Prägung entfalten können.

Altslavische Kunst.

Die letzten Werke des Wiener Kunsthistorikers Josef Strzygowski zählen zu den beachtenswertesten Bestrebungen, die Rolle der nordischen Völker in der Geistesgeschichte, insbesondere in der Kunstgeschichte, in helles Licht zu setzen und gegen ihre Unterschätzung, die auf Rechnung eines falsch verstandenen Humanismus zu setzen ist, anzukämpfen. Strzygowski verfügt über eine außerordentlich reiche Stoffkenntnis und über eine seltene Fähigkeit, aus Bruchstücken der verschiedensten Art bedeutsame Zusammenhänge herzustellen. Diese Vorzüge sind auch seinem neuesten Werke über die altslavische Kunst[1]) eigen, das zum Teil eine Reihe älterer Studien, unter anderem eine in diesen Blättern (3, 1928, 192) besprochene, wiedergibt. Es sei vorweg bemerkt, daß der Verlag dem Werk eine vorzügliche Ausstattung zuteil hat werden lassen.

Strzygowski bezeichnet das Werk selbst als einen Versuch. Es mußte bei der Schwere der gewählten Aufgabe ein Versuch werden, und es bedeutet keine Enttäuschung für den Leser, daß er hier keine völlige Lösung der aufgeworfenen Fragen erhält. Der Wert des Buches beruht in der Neuheit der Ideen, in der kühnen Fragestellung, mit der der Verfasser, häufig in schroffem Gegensatz zu herrschenden Meinungen, seine Gedanken aufbaut. Es kann der Erkenntnis nur dienen, wenn die Dinge einmal von ganz verschiedenen Seiten betrachtet werden. An dem nötigen Widerspruche gegen die Einseitigkeit, die in der Eigenart jeder neuen Einstellung begründet ist, wird es gewiß nicht fehlen.

Ein wichtiger Punkt in den Darlegungen Strzygowskis ist die Bewertung des Holzes in der Kunst des Nordens. Er stützt sich vor allem auf den reichen Osebergfund (vgl. Volk u. Rasse 1, 1926, 28 ff., 98), dem er im Anhang eine gesonderte Behandlung widmet (um der Annahme von Einflüssen der Mittelmeerkunst auf die hochwertigen Schnitzereien aus jenem Grabe entgegenzutreten). Sicher ist der Mangel an Holzschnitzereien aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit[2]) die Ursache, daß wir über die Baukunst und

[1]) Altslavische Kunst. Ein Versuch ihres Nachweises. 293 S., 263 Abb., 3 (farb.) Tafeln. Dr. Benno Filser Verlag G. m. b. H., Augsburg 1929. Preis in Ganzleinen geb. RM. 60.—, brosch. RM. RM. 55.—.

[2]) Solche Holzarbeiten sind bekanntlich nur bei sehr günstigen Bodenbedingungen erhalten geblieben. Dies war z. B. in den Reihengräbern von Oberflacht bei Tuttlingen der Fall, die eine Reihe sehr bemerkenswerter Holzsachen ergeben haben. Vgl. W. Veeck, Der Alamannenfriedhof von Oberflacht. Stuttgart 1924. Verlag Silberburg G. m. b. H.

die bildende Kunst der nordischen Völker bis heute ein unzulängliches Urteil besitzen. Von dieser Tatsache ausgehend spürt Strzygowski in den ältesten Steinbauten aller Slavengebiete, in den kroatischen Kirchen von Zadar (Zara), Split (Spalato) u. a. nach Anzeichen, die auf eine Herleitung ihrer Bauweise aus ursprünglichem Holzbau hindeuten. Solche Anzeichen setzt er in Beziehung zu den noch heute bestehenden hölzernen Kirchenbauten der slavischen Länder; er glaubt eine grundsätzliche Übereinstimmung zu finden und betrachtet deshalb die von ihm herangezogenen Steinkirchen des 8.—11. Jahrhunderts in Dalmatien als Schöpfungen der dort im 7. Jahrhundert eingewanderten Kroaten, während sie bisher als von der spätantiken oder byzantinischen Baukunst abhängig gelten. Die typische Kirchenform ist, im Gegensatz zur Basilika, „das einem Quadrat eingeschriebene Tonnenkreuz mit der Kuppel über vier Mittelstützen." Die slavische Herkunft dieses Grundrisses findet Strzygowski durch die Ausgrabungen des Tempels von Arkona (Rügen) bestätigt. Er legt kein Gewicht darauf, daß der dortige Tempel immerhin erst im 12. Jahrhundert beschrieben wird; übrigens handelt es sich bei den „Pfeilern" im Innern keineswegs um tragende Kuppelstützen, sondern um die Abtrennung eines „Allerheiligsten". Auch wenn man dies anerkennt, wird man doch bei dem folgenden Hinweise auf einen persischen Tempel des 4. Jahrhunderts v. Chr. stutzen, und erst recht, wenn, daran anschließend von nachweisbaren mazdaistischen Kultbühnen unter anderem bei Dahn in der Rheinpfalz (!) gesprochen wird[3]). Das sind doch reichlich kühne Vermutungen, die noch eines erheblich besseren Unterbaues bedürfen, um für östliche Zusammenhänge des altslavischen Kirchenbaues etwas zu besagen.

Es ist unmöglich, hier alle einzelnen Abschnitte des Buches in gleicher Weise zu berücksichtigen. Herausgegriffen sei zunächst eine Schranke aus Stein in der Martinskirche zu Split (eingebaut in die Porta aurea), die als das einzige vollständig erhaltene Denkmal der altkroatischen Kunst bezeichnet wird (S. 29). Ist das wirklich „altkroatische" Kunst? Im Oberteil des giebelförmigen Aufbaues steht ein Kreuz, in der Mitte einer symmetrischen Tiergruppe, wie sie aus der Kunst des Ostens so zahlreich in die frühchristliche und byzantinische Kunst übergegangen sind. Ein ähnliches Motiv zeigt der bei Knin gefundene, nach dem Kroatenfürsten Mutimir (etwa 892—910) benannte Giebel (S. 93). Selbst wenn man die Herleitung der Giebelform aus nordischer Wurzel annimmt, wird man doch im Ziermotiv den Einfluß der Mittelmeerkunst nicht bestreiten dürfen. Sehr zweifelhaft steht es ferner um den Ursprung des Flechtbandes, das auf sogenannten langobardischen wie altkroatischen Steindenkmälern (und anderswo) so beliebt ist. Daß Vergleichsstücke aus anderen slavischen Ländern fehlen, könnte daher kommen, daß die Kroaten bei weitem am frühesten unter den Slaven zum Steinbau übergingen. Aber es ist eine unbewiesene Behauptung, wenn es (S. 21) heißt: „In Wirklichkeit ist das Bandgeflecht jene Stufe der nordischen Ornamentik, die in Teilen des Nordens vor dem Eintritt des Tierornamentes herrschend war, d. h. eben bis zur Abwanderung der Langobarden und Kroaten nach dem Süden." Welche Teile des Nordens sind gemeint? Ich gestehe, in der frühgeschichtlichen Kunst des Nordens kein entsprechendes frühes Bandgeflecht zu kennen und fürchte, daß der Erweis schwer fallen wird[4]). Selbst auf den Verdacht hin, zu den im humanistischen Vorurteil Befangenen gerechnet zu werden, halte ich einstweilen einen Zusammenhang der frühmittelalterlichen Flechtbandornamentik mit der spätantiken, die namentlich auf den Mosaiken so reich vertreten ist, für wahrscheinlich. Als Vermittler im Falle der sog. altkroatischen Kunst sehe ich die bodenständige provinzialrömische Bevölkerung an. Es ist überraschend, bei Strzygowski, der doch die Bedeutung von „Blut und Boden" für die Kunstentwicklung mit Recht hervorhebt, dieses Element nicht berücksichtigt zu finden. Die Meinung, daß in der Völkerwanderung die älteren Einwohner mit Stumpf und Stiel ausgetilgt wurden, wird er gewiß nicht teilen. Für die Anerkennung des „altslavischen" Charakters der hier behandelten Kunstdenkmäler ist die eben ausgesprochene Ansicht natürlich nicht günstig. Solange nicht beweiskräftigere Gründe für ihre Zuweisung

---

[3]) Gegen die höchst unwahrscheinliche Beziehung des Jungfernsprungs bei Dahn auf slavische Siedler (Pfälz. Mus. 1925, 294) hat sich seitdem K. Christ gewandt (Pfälz. Mus. 1926, 75).

[4]) Es sei wenigstens kurz bemerkt, daß neuerdings H. Kühn einen Versuch gemacht hat, die Entstehung des Flechtbandornaments in der germanischen Kunst des frühen Mittelalters zu erklären (Mannus, 6. Erg.-Band 1928, 368 ff.). — Die Verschlingungen der Wellenbänder in der frühmittelalterlichen slavischen Keramik (wie Volk u. Rasse 3, 1928, S. 25, Abb. 2) sind m. E. nicht in Zusammenhang mit dem Flechtbandornament der sog. altkroatischen Steindenkmäler zu bringen.

an die altslavische Kunst erbracht werden, kann der „Versuch des Nachweises" nicht als gelungen gelten.

So gibt Strzygowskis Werk nicht selten zu Zweifel und Widerspruch Anlaß; immer aber bringt es Anregungen, die der genaueren Prüfung wert sind, und fruchtbare Versuche, die verschiedensten Hilfsquellen der Erkenntnis dienstbar zu machen. Der Palast des Attila (S. 138 ff.) ist freilich eine etwas unsichere Größe in einer solchen Rechnung. Für den Spangenhelm von S. Vid ist „altkroatisch" natürlich nur als Fundortsbezeichnung möglich[5]). Unter den vielen interessanten Bildern des Werkes seien der Seltenheit wegen die prächtigen Sporen Abb. 161—164 hervorgehoben; hier vermißt man ein Eingehen auf verwandte Funde, z. B. Kolin[6]).

Der Anhang des Buches, auf den schon einmal hingewiesen wurde, trägt die Überschrift: „Zur Mittlerrolle Osteuropas in der bildenden Kunst Nord- und Westeuropas". Er weist (wie im gewissen Sinn die ganze „Altslavische Kunst") voraus auf ein weiteres großes Werk „Asiens Bildende Kunst", dessen Hauptthema wiederum die Rolle des Nordens und Ostens in der bildenden Kunst Europas sein wird. Es darf mit Spannung erwartet werden.

Frankfurt a. M. H. Zeiß.

Menschheit der Zukunft.

Es ist kein Zufall, daß gerade jetzt Bücher, welche die Frage des Bestandes unseres Volkes und seines rassenhaften Aufbaues zum Inhalte haben, erscheinen, sondern es ist ein Zeichen der inneren Not, daß an verschiedenen Stellen Europas und Amerikas gleiche Gedanken erwogen und gleiche Probleme als Aufgabe empfunden werden. — Der Wert einer Idee hängt sehr oft davon ab, ob genügend Menschen von ihr ergriffen werden und sich in ihren Dienst stellen. — Das mag uns, die wir um das Leben unseres Volkes besorgt sind, einen gewissen Trost bieten, wir wachen nicht allein, sondern allenthalben regen sich Mitkämpfer. So kann man auch E. Günther Gründel, den Verfasser des Buches „Die Menschheit der Zukunft"*), mit einigen Einschränkungen, die ich gleich besprechen will, dazurechnen. Das Buch ist in zwei Teile geteilt; einen naturwissenschaftlich-historischen und einen kritisch-soziologisch-eugenischen.

Im 1. Teil bespricht der Verfasser die Vererbungsgesetze und bekennt sich dazu, als Ausgangspunkt seiner Untersuchung den Einzel-Menschen als biologische Erscheinung — Menschenmasse und Genie — zu setzen. Es stimmt dies auch gut zusammen mit der Art, wie sich Gründel mit der Rassenfrage auseinandersetzt. — Mir scheint dies unwissenschaftlich und nicht folgerichtig zu sein. Ein Naturforscher und Historiker darf sich, wenn er zu Gesetzen und Erkenntnissen kommen will, nicht an den Einzelfall oder an die angeblich indifferente Menschenmasse halten, sondern soll sich zum Allgemeingültigen erheben, er muß die Kraft der Synthese, der Zusammenschau, bewähren und seinen Blick auf das Schicksal von Stämmen, Völkern und Rassen und ihren Staaten richten, aber nicht auf ein oder mehrere Genies und die nicht analysierte Menschenmasse. Gründel schreibt: die germanische oder nordische Rasse sei „vielleicht früher einmal eine außerordentlich begabte Rasse gewesen". Heute aber seien ihre Träger an biologischen Werten minder. Warum? Das wird uns nicht verraten. Das Ganze klingt weder wissenschaftlich noch unparteiisch. — Gründel trauert, daß wir heute so wenig Genies haben, hat selbst sogar im Buche eine gut aufgebaute Statistik der Genies des germanischen Abendlandes zusammengestellt, behauptet aber, daß heute gerade die begabtesten Vertreter unseres Volkes gemischtrassig seien. — Den zwingenden Schluß aber zieht er nicht: diese Gemischtrassigkeit ist eben die Ursache dafür, daß zwar alle möglichen begabten Leute aber keine Genies da sind. Gründel betont: „Die Unterrassen haben verschiedenartiges Erbgut in unser Volk gebracht". Dieses Erbgut der Unterrassen bedinge „die vollendete Anpassung an unsere Gegenwart" und sei „daher mit Freuden zu begrüßen". Ich glaube vielmehr, solche Anlagen ermöglichen es dem Einzelnen

[5]) Die meisten Stücke der Gattung stammen aus germanischen Funden; ihre Beziehungen zu Südrußland hat M. Ebert nachgewiesen. Präh. Zschr. 1, 1909, 65 ff.

[6]) Nunmehr auch bei J. Schranil, Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens, 1928, Taf. 65.

*) E. Günther Gründel: Die Menschheit der Zukunft. 200 S. mit 1 Tafel. München-Berlin, R. Oldenbourg 1929. Preis geb. Mk. 4.80.

vielleicht, sich rasch irgendwo unterzuducken oder im Geschäftsbetrieb nirgends anzustoßen; aber sie sind nicht die Keime, aus denen schöpferische Kultur erwächst. Gründel selbst spricht von der unheilvollen Wirkung rassischer und seelischer Dissonanz, umso unverständlicher, daß er einer Mischung von Nordisch-Westisch-Ostisch-Dinarisch das Wort redet. Ich habe hier den Eindruck einer Dissonanz, eines Auseinanderstrebens von Erkenntnis und Wollens beim Autor selber. Beachtenswert ist seine Auseinandersetzung mit Spengler. — Gründel versucht in der Lehre vom Untergange der Völker und Staaten mit rein naturwissenschaftlichen Ursachen auszukommen, während Spengler bekanntlich ein metaphysisches Altern der konstruierten Kulturseele einer Landschaft annimmt, daher auch von Kausalität nichts wissen will. Dieses Altern und Nachlassen ist nach Spengler ja unbeeinflußbar. Nun wird m. E. Spengler allenthalben und auch im vorliegenden Buche zuviel Ehre angetan, weil so getan wird, als ob er zum ersten Male das Problem des Unterganges ins Auge gefaßt hätte; dagegen muß man deutlich aussprechen, daß wir uns diese absichtliche oder unabsichtliche Vergeßlichkeit nicht leisten wollen. Haben Gobineau, R. Wagner, Woltmann, H. St. Chamberlain vergeblich ihre Stimme erhoben...? Es entsprach allerdings die unklare und nicht folgerichtige Betrachtungsweise Spenglers unserer verworrenen Zeit unmittelbar nach dem Kriege mehr, als die klare Lehre Gobineaus, daß das Schicksal der einzelnen Rassen, besonders aber der weißen Rasse, der Schlüssel zur Geschichte der Menschheit sei. Gründel weist gegenüber Spengler ganz richtig darauf hin, daß nicht ein geheimnisvolles Schicksal den Untergang der einzelnen Völker besiegle, sondern Ursachen, die wir gar wohl kennen. — Wir sehen, daß die gewollte Geburtenbeschränkung jetzt die Zivilisationskrankheit ist — daher könnte sie — und das ist Gründels Meinung — durch einen Willensakt auch zu jeder Zeit geheilt werden.

Nun meint Gründel — genau so wie Grotjahn — daß wir Europäer zum ersten Male in der Weltgeschichte die Ursachen des nahenden Unterganges wirklich vor Augen haben und daher auch die nötige Abhilfe treffen können — dem ist leider nicht so. Die Geschichte lehrt, daß die Spartiaten vom 4. Jahrhunderte und die alten Römer etwa 150 v. Chr. Geb. an deutlich gefühlt haben, daß sie sich auf absteigender Linie befänden — ihre Gesetze, z. B. die lex Papia Poppaea oder die Bestrebungen der Gracchen sind ausgesprochene Siedlungspolitik und beweisen meine Behauptung; wurden doch nicht weniger als 80 000 Familien aus Rom wieder auf dem Lande angesiedelt, — nicht zuletzt schließlich das ius trium liberorum, welches besagte, daß nur der Bürger Vollrecht genießt, welcher mindestens drei Kinder aufzieht. Es laufen doch unsere und Gründels Vorschläge zur Veränderung des Erbrechtes auf nichts anderes hinaus.

Es ist also sicher nicht richtig und darf kein leichtsinniger Anlaß zur Beruhigung sein, daß wir Deutschen sozusagen zum ersten Male unter den Völkern der Weltgeschichte bewußt vor dem Untergange stünden. Gründel führt dann im zweiten Teil seines Buches die verschiedenen Maßnahmen der Rassenhygiene auf, um das Verderben aufzuhalten. Ohne besonders tief zu schürfen werden die einzelnen Maßnahmen besprochen, welche zwar wünschenswert wären, aber kaum je auch nur angebahnt worden sind. So wird die zweite Hälfte des Buches eine theoretisch-praktische Rassenhygiene, in der Gründel nicht nur einer quantitativen sondern auch qualitativen Bevölkerungspolitik energisch und mit guten Argumenten das Wort redet. Wie gefährlich es aber ist, wirklich zu reformieren, sieht man an seinen Vorschlägen zur Reform des Aufstiegs und Bildungswesens: Verstaatlichung des Bildungswesens und Einführung von Aufnahmebegabungsprüfungen!

Nachdem er die Vorschläge gemacht hat, merkt er selbst, daß sie nur dazu führen würden, die kleinen kulturellen Reserven unseres Volkes in seinen sozial niedrigen Schichten rasch zu erfassen und auf dem Schlachtfeld der modernen Großstadtzivilisation verbluten zu lassen.

Gut ist das, was Gründel vom Bevölkerungsoptimum sagt. Wenn es auch nur für primitive Zustände gültig ist, daß ein Land nicht mehr Menschen haben darf, als es ernähren kann, so ist es anderseits gleich wichtig, daß das Land auch nicht weniger Menschen hegen darf, als man braucht, um seine Schätze und Reichtümer heben zu können. Ich würde das nennen: das Gesetz vom jeweiligen Bevölkerungsoptimum. Gerne will ich betonen, daß sein letztes Kapitel über die Familie und die fruchtbare Ehe ganz im Sinne der bewußten Aufzucht und Aufartung gehalten ist, und meine volle Billigung findet. Daß Gründel diese Ideen nicht nur benützt, um ein Buch zu schreiben, sondern sie auch in die Tat umsetzen will, beweisen die Werbekarten am Schlusse seines Buches, welche er seiner Lesergemeinde vorlegt, um sie zur tätigen Mitarbeit heranzuziehen. Daraus ersieht man, daß ihm das Buch mehr ist als ein Buch, vielmehr ein Sprungbrett zur Tat. — Viel Glück dazu.

Lothar Gottlieb Tirala, Brünn.

Umwelt und Anlage.

Im Vordergrund der Beachtung der Erbbiologie steht die Streitfrage, ob die Erbanlage oder die Umwelteinflüsse für den Lebensgang und das Schicksal des Menschen die ausschlaggebende Rolle spielen. Von ganz verschiedenem Gesichtspunkte aus und mit verschiedener Methode geben drei Neuerscheinungen einen wichtigen Beitrag — wenn nicht eine Entscheidung — zu der alten Streitfrage.

v. Düring[1]) legt als Tatsachenurteil für eine praktisch verwendbare Definition von „normal" und „anormal" die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, die Leichtigkeit oder Schwierigkeit der Individuen, sich in die soziale Gemeinschaft einzufügen, als Maßstab zugrunde. Die Schwierigkeiten der Persönlichkeit, sich sozial einzufügen, treten uns in der Schwererziehbarkeit entgegen, die durch Krankheit, geistige Minderwertigkeit oder einseitige hohe Begabung bedingt sein kann. Die Gesamtpersönlichkeit ist das Ergebnis der von den Eltern und Vorfahren überkommenen Erbanlagen und der Wirkung der Umwelt auf die ererbten Anlagen. — Die Anlage-Theoretiker finden sich vor allem unter den Naturforschern und Ärzten, welche für viele Fälle die Anlage als das Entscheidende durch ihre biologischen Beobachtungen anerkennen müssen, wenn sie auch durch die herrschende psychologische Denkweise immer mehr dazu geführt werden, die Bedeutung der Umwelt für das, was aus den Anlagen wird, anzuerkennen. — Die Milieu-Theoretiker finden sich vor allem unter den Pädagogen; auch die Individualpsychologie Adlers ist einseitig auf der Milieutheorie aufgebaut. Theoretisch geben die Pädagogen die Wichtigkeit der Anlagen zu, praktisch handeln sie aber so, als ob Erbanlagen nicht vorhanden wären, und wollen ein Ideal der Bildung und Persönlichkeitsformung, das ihnen fertig vor Augen steht, in die zu Erziehenden hineinlegen. — Selbstverständlich ist die Anlage allein nicht ausschlaggebend, sonst wäre alle Erziehung zwecklos; aber ohne Anlage kann nichts entwickelt werden; was zur Entwicklung kommen soll und kann, muß in der Anlage vorhanden sein. In der Anschauung, daß das Zusammenwirken von Anlage und Umwelt das Wesen der Erziehungsmöglichkeit ausmacht, müssen die streitenden Anschauungen sich finden. Die Anlagen sind ererbt, sie müssen im Keimplasma vorhanden sein, sie können aber durch Umwelteinflüsse — durch erworbene Eigenschaften — geschädigt werden, so daß eine allgemeine konstitutionelle Minderwertigkeit entsteht, die sich durch geringere Widerstandsfähigkeit, herabgesetzte Leistungs- und Lebensfähigkeit ausdrückt. Mannigfache Umwelteinflüsse können das Keimplasma oder die sich entwickelnde Frucht schädigen, so daß eine angeborene, aber nicht ererbte Minderwertigkeit in die Erscheinung tritt. Beim Schwachsinne überwiegt die Bedeutung der angeborenen Minderwertigkeit, bei den Psychopathen spielt die Umwelt, die ungeeignete oder mangelnde Erziehung, eine größere Rolle und entscheidet, was aus gleichen Anlagen unter verschiedenen Umwelteinflüssen wird. Aufgabe der Erziehung ist es, durch eine abgeschlossene Berufsausbildung soziale Brauchbarkeit zu erzielen und alle durch Anlage und Umwelt gefährdeten Jugendlichen vor dem Abgleiten ins Asoziale zu bewahren. —

Auch aus der soziologischen Studie von Uhsadel[2]) läßt sich Einiges zur Frage entnehmen. Die Untersuchung stützt sich auf die Ermittlungen über 150 kinderreiche Großstadtfamilien, die um Unterstützung bei der privaten Wohlfahrtspflege nachsuchten. Bei 17 Familien ließen sich auch die verstorbenen Kinder sicher ermitteln; es kamen auf 17 Familien 192 Geburten mit 116 lebenden Kindern (40% der Kinder gestorben!). Unter den trostlosesten Verhältnissen geht die Entfaltung dieser Familien vor sich, ohne einen bestimmten Willen zum Kinde trotz der Häufigkeit der Geburten. Wie in anderen Statistiken zeigt es sich auch hier, daß die Kreise, welche die Fürsorge am stärksten belasten, eine durchschnittlich hohe Kinderzahl haben. Die Pflegebedürftigkeit wird einmal durch die große Kinderzahl — z. B. in 21 Ehejahren 7 Fehlgeburten und 14 Geburten, von denen 7 Kinder starben — bedingt, andererseits ist jedoch beides, Pflegebedürftigkeit und hohe Kinderzahl, Ausdruck ein und derselben Ursache, der Halt- und Hemmungslosigkeit. Wie sie im übrigen Leben halt- und planlos leben, ohne Hemmungen und Bindungen, vernachlässigen sie durch das ungehemmte Triebleben die Reglementierung auch

---

[1]) E. v. Düring, Psychische Grenzzustände bei Kindern und Jugendlichen, Bd. 3 von Gesundheit und Erziehung. 1928. Karlsruhe, Verlag G. Braun, IV, 92 Seiten. Preis brosch. Mk. 3.—.

[2]) W. Uhsadel, Soziologische Verhältnisse kinderreicher Großstadtfamilien. Berlin 1928. F. A. Herbig. 69 Seiten. Preis Mk. 2.50.

bei der Kinderzeugung. Aus der großen Kinderzahl darf nicht auf ein strengeres sittliches Empfinden, das Verhütungsmaßnahmen ablehnt, geschlossen werden; die überreiche Kinderzahl ist eine Last, die die Verarmung steigert, die Ursache der Verarmung ist sie nicht. Auf dieselben Ursachen wie dieser Kinder„reichtum" muß der Mangel an Wohnraum, an Betten, Wäsche und Einrichtungsgegenständen zurückgeführt werden, nämlich auf die Unfähigkeit, die Verhältnisse des Familienlebens zu beherrschen und zweckdienlich zu regeln. Auch wegen des schlechten Gesundheitszustandes allein wurde keine Familie sozial brüchig. Im großen und ganzen ist es das Schicksal der Familien, daß sie noch weiter sinken; früh werden die Kinder in ein halt- und sinnloses Leben hinausgestoßen. Sie werden zu Männern, die keine Aufgabe kennen als die, sich durchzuschlagen und sich möglichst bequem auszuleben und zu Frauen, die ihre höchste Pflicht nicht kennen, zu Eltern neuer solcher kinderreicher Familien. Wenn auch die Bevölkerungspolitik den kinderreichen Familien besondere Aufmerksamkeit entgegenbringt, müssen doch in solchen Fällen gegen die Forderung des Kinderreichtums schwere Bedenken vorgebracht werden, wo nicht aus Pflichtbewußtsein gegen die Allgemeinheit die bevölkerungspolitischen Forderungen erfüllt wurden. Denn tatsächlich erwachsen aus dem Kinderreichtum dieser Familien die schwersten Aufgaben, Aufgaben, die nicht da wären, wenn diese Familien bewußt den Willen zum Kinde, die Freude am Kinde und das Verantwortungsbewußtsein gegenüber dem Kinde hätten.

Mit der biologischen Methode der Zwillingsforschung, die schon wesentlich zur Erforschung des Einflusses der Anlagen, mit denen ein Mensch geboren wird, und der Umwelt, in die er hineingeboren wird, beigetragen hat und noch weitere Ergebnisse erwarten läßt, untersucht Joh. Lange[3]) den Einfluß der schicksalhaften Erbanlage und der besserungsfähigen Umwelt auf die Entstehung von Verbrechen. Der Zwillingsmethode liegt die Tatsache zugrunde, daß eineiige Zwillinge — aus der gleichen Erbmasse hervorgegangen — sich in allen wesentlichen untersuchten Punkten völlig gleich verhalten, während zweieiige Zwillinge — aus zwei verschiedenen Eianlagen hervorgegangen — sich wie Geschwister verhalten.

Das Schicksal der Eineiigen wird von derselben Erbanlage beherrscht: je häufiger eine Erscheinung bei Eineiigen durchgehend sich übereinstimmend (konkordant) verhält, um so größer muß der Einfluß der Erbanlage sein; je weniger oft konkordantes Verhalten erbgleicher Zwillinge ist, um so geringer muß der Einfluß der Anlage sein. — Die Untersuchungen ergaben, daß bei 13 kriminellen eineiigen Zwillingen der andere Zwilling auch bestraft war 10 mal, nicht bestraft nur 3 mal. Bei 17 zweieiigen Zwillingen war der andere auch bestraft 2 mal, nicht bestraft dagegen 15 mal. Bei den Eineiigen ist der Einfluß der gleichen Erbanlage überwiegend, die Zahl der gleichzeitig bestraften zweieiigen Zwillinge entspricht der durchschnittlichen Geschwisterkriminalität. Daß bei den Eineiigen auch einige Paare sich nicht gleich verhielten, ist durch grobe mechanische Hirnschädigungen zu erklären, die auch andere Unterschiede bei den Paaren bedingten. Die eineiigen Zwillinge werden in schwierigen Lebenslagen stets von der gemeinsamen Triebgrundlage beherrscht. Obwohl zum Teil schon früh getrennt, in verschiedener Umgebung aufgewachsen, entgleisen sie zur selben Zeit mit gleichartigen Delikten, verhalten sich vor Gericht und im Strafvollzug völlig gleich. Ausnahmslos stammen die kriminellen Zwillinge aus psychopathischen Familien; ihre nicht kriminellen Angehörigen sind z. T. noch viel wertloser, nur fallen sie der Gesellschaft in einer Form zur Last, die sie bisher nicht hat straffällig werden lassen. Als wichtigste Folgerung aus den Erkenntnissen ergibt sich die Aufgabe der Prophylaxe, der Verhütung der Geburt von Menschen mit aktiv verbrecherischen Anlagen, wenn auch anzunehmen ist, daß es keinen fortpflanzungs-hygienischen Weg geben wird zur Verhütung der kleinen Rechtsbrecher. Die Hochzucht verbrecherischer Anlagen soll aber verhütet werden. Der Naturwissenschaftler und der Arzt können nur immer wieder das Schicksal im Verbrechen sehen, das stärker als der Einzelne mit seinem „freien Willen" ist, der die Triebregungen nicht genügend abbremsen kann. „Die Anlagen, mit denen Einer geboren wird, die Umwelt, in die er hineinwächst, sie sind Notwendigkeiten, sind Schicksal. Und Schicksal ist es, wie die Umwelt mit ihren zahllosen Einflüssen das Gesamt der Anlagen formt." Das Milieu aber ist zu einem erheblichen Teil von der Artung abhängig, die darüber entscheidet, in welcher Schicht der Gesellschaft der Einzelne sich befindet und welchen sozialen Verbrechensreizen er ausgesetzt

[3]) Joh. Lange, Verbrechen als Schicksal. Studien an kriminellen Zwillingen. 1929. Verlag G. Thieme, Leipzig. Preis kart. Mk. 7.—.

ist. „Alle jene, die immer und immer wieder auf Not, Elend und Entbehrungen als die wahren Urheber sozialer Entgleisungen hinweisen, hier finden sie eine neue Seite des Problems." „Daß die Milieutheoretiker sich belehren ließen, das freilich wage ich kaum zu hoffen. Es bleibt ja das Gespenst der ‚Gesellschaft', die es möglich macht, daß einer überhaupt steigen oder fallen kann." G. Moser.

Mitteilung.

Marburger Ferienkurse.

Die Marburger Ferienkurse, die vom 1.—28. August d. J. das Thema „Deutsche Sprache und Dichtung" behandeln, haben mit der Versendung der Stundenpläne begonnen. Neben Marburger Dozenten finden wir unter den Vortragenden zahlreiche auswärtige Gelehrte von hohem Rufe, so Prof. Oskar Walzel-Bonn, Prof. Josef Nadler-Königsberg, Prof. Andreas Heusler-Basel u. a. Die Kurse schließen mit einer Studienfahrt an den Rhein. Trotz der Fülle des Gebotenen sind die Kosten verhältnismäßig gering. Auskunft durch die Geschäftsstelle der Ferienkurse, Marburg/Lahn, Rotenberg 21.

Besprechungen.

Karl Abele: Zur Siedlungsgeschichte des württ. Höhengebietes am Limes und östlich desselben in deutscher Zeit. 108 S. Kommissionsverlag von W. Kohlhammer, Stuttgart 1929. Preis Mk. 3,80.

Die Siedlungsgeschichte ist für die rassenkundliche Erforschung einer Gegend von Wichtigkeit, aber nur dann, wenn ihre Ergebnisse als zuverlässig anerkannt werden können. Leider trifft dies für die vorliegende Arbeit nicht zu. Es ist nicht ganz leicht, dies auszusprechen, da lange mühsame Beschäftigung mit den Quellen unverkennbar ist und die Veröffentlichung selbst anscheinend besondere Opfer des Verfassers gefordert hat. Vielleicht steckt sogar in dem Grundgedanken der Arbeit etwas Richtiges: eine stärkere Kolonisation während der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts kann sehr wohl im nördlichen Württemberg im Gang gewesen sein. Verfehlt ist jedoch einerseits, daß die ganze Besiedlung dieses Gebietes in dieser Zeit erfolgt sein soll, andererseits der Versuch, eine Massenverpflanzung von Sachsen zu erweisen. Die Übereinstimmungen auf dem Gebiete des Rechtes beweisen dafür gar nichts, da es sich um viel zu junge Quellen handelt. Sehr unglücklich wird bei den Ortsnamen gearbeitet; nur beim völligen Mangel aller sprachgeschichtlichen Kenntnisse kann man z. B. (S. 72) lützel, michel, kapf, Affalter (= Apfelbaum) als niedersächsisch und dem Fränkischen fremd bezeichnen. Bei den angeblichen heidnischen Grabhügeln des 8.—10. (!) nachchristlichen Jahrhunderts kann gleichfalls nur ein sehr grober Irrtum vorliegen. Aber selbst die rechtsgeschichtlichen Angaben sind bisweilen höchst bedenklich, so wenn die gesamten freien Grundeigentümer der Gegend als „Benefiziare" oder „Reichslehensleute" aufgefaßt werden, oder wenn gar behauptet wird, daß die Verschenkung von „Reichslehensgrundstücken" an die Kirche grundsätzlich frei gewesen sei (S. 29). Zweifellos beruht ein Teil der zahlreichen Mängel auf der Benützung veralteter Literatur. Es ist sehr schade, daß der Verfasser vor der Veröffentlichung nicht den Rat eines oder noch besser verschiedener Fachleute eingeholt hat. Die große Mühe und Liebe, die er sicher auf die Schrift verwandt hat, hätte dann zu einem besseren Endergebnisse geführt.

H. Zeiß.

Hektor Ammann: In und um Flandern. Nationalpolitische Eindrücke. 39 S. Züricher Post, Zürich 1928.

Der bekannte schweizer Nationalpolitiker gibt hier eine knappe, das Wesentliche herausheben de Darstellung der flämischen Frage. In einer von Ost nach West gerade mitten durch Belgien und ein Eck vom östlichen Teile Nordfrankreichs abschneidenden Linie verläuft seit über einem Jahrtausend die germanisch-flämische und romanisch-wallonische Volksgrenze. In den Provinzen Ost- und Westflandern, Ant-

werpen, Limburg und dem Bezirke Löwen sitzen die Flamen in größter Dichte; Lüttich, Luxemburg, Namur, Hennegau und der Bezirk Nivelle in Brabant sind vorwiegend wallonisch. Die Flamen weisen eine weit größere Bevölkerungsdichte auf als die ihnen benachbarten Wallonen. Auf sie entfallen von den 7½ Millionen Gesamteinwohnern Belgiens rund 4 Millionen, auf die Wallonen dagegen rund 3. Der Geburtenüberschuß macht im Jahre rund 40 000 im flämischen Landesteile, rund 10 000 Seelen im wallonischen aus. Das flämische Volkstum, das im Mittelalter eine Ausdehnung weit über Dünkirchen hatte, ist gegenüber dem wallonischen dadurch ins Hintertreffen geraten, daß das flämische Bürgertum durch den starken, vor allem politischen Einfluß Frankreichs französisiert wurde. Die breite Masse des flämischen Volkes war so ihrer Führerschichte beraubt. Dieser Zustand hat sich längst geändert. Dem flämischen Volke sind eine ganze Reihe beachtenswerter Führer erwachsen und der Kampf des flämischen Volkstums um seinen Bestand ist entbrannt. Trotzdem nimmt auch heute noch die französische Sprache stärker zu als die flämische. Der Kampf ist ein kultureller um die Gleichberechtigung der flämischen Sprache an sämtlichen Schulen, vor allem den Hochschulen, in Staatsverwaltung und Heer. Da die Flamen die große Masse des Bauerntums, der Arbeiterschaft und des Kleinbürgertums stellen, Industrie, Handel und Bankwesen aber in wallonischen oder französischen Händen liegt, so ist der Kampf auch ein wirtschaftlich-sozialer und politischer, den die Flamen aber mit einem gewissen Ausblicke auf Erfolg führen.

Bruno K. Schultz.

Karl Bohnenberger: Über die Ostgrenze des Alemannischen. Tatsächliches u. Grundsätzliches. 75 S. Verlag Max Niemeyer, Halle a. S. 1928. Preis geh. Mk. 4.—.

Die vorliegende Untersuchung des bekannten Tübinger Germanisten ist zuerst in den „Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur" erschienen. Sie ist für die Abgrenzung der alemannischen Mundart gegen das Bairische und Ostfränkische wie für die Besiedelungs- und Stammesgeschichte des behandelten Gebietes gleich wertvoll. H. Zeiß.

Johannes Bumüller: Leitfaden der Vorgeschichte Europas. Textband 302 S., Bildband 85 Taf., 85 S. Erläuterungen. Dr. Benno Filser, Verlag, Augsburg 1925. Brosch. Mk. 15.—, geb. Mk. 20.—.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, auf Grund der besten fachwissenschaftlichen Werke eine umfassende, systematische Einführung in die europäische Vorgeschichte (von der älteren Steinzeit bis einschl. der Latènezeit) zu geben. Er vermeidet es, auf die heute zum Teil noch umstrittenen Fragen der Zuweisung bestimmter Kulturen an einzelne Völker (z. B. die Indogermanen) einzugehen und beschränkte sich auf eine sachliche Darstellung des erarbeiteten Tatsachenmaterials und eine Erklärung der in der Vorgeschichte üblichen Begriffe und Bezeichnungen, die dem auf ernstes Eindringen in den Stoff gerichteten Laien gute Dienste zu leisten vermag. Das Abbildungsmaterial beruht ganz überwiegend auf bekannten Hauptwerken der Vorgeschichte; für die jüngeren Perioden hätten die „Altertümer unserer heidnischen Vorzeit" neben dem so reichlich benutzten Déchelette — auch im Text — stärker herangezogen werden sollen.

H. Zeiß.

P. Lic. Hermann Clauß: Österreichische und Salzburgische Emigranten in der Ansbacher und Gunzenhauser Gegend. 140 S. Brügel u. S. Verl., Ansbach 1929. Preis Mk. 2,50.

Welch starke Bevölkerungsverschiebungen der Dreißigjährige Krieg und die darauffolgenden Religionskämpfe im deutschen Volke verursacht haben, sieht man für ein bestimmtes Gebiet, für die evang. Dekanate Ansbach und Gunzenhausen, aus vorliegender Arbeit. Hier wurden planmäßig sämtliche vorhandenen Kirchenbücher daraufhin durchforscht, ob und welche Eintragungen über Emigranten aus Bayern, Österreich, Salzburg, Böhmen oder Schlesien zu finden sind. Vor allen Dingen handelt es sich um die Zeit von 1630—1740. Dabei ergibt sich die erstaunliche Tatsache, daß in diesem Gebiet Mittelfrankens damals 25—50% der ev. Bevölkerung aus österreichischen und sonstigen Emigranten aus dem Süden bestand.

Nach einigen kurzen zusammenfassenden Worten des Verfassers finden wir das gesamte Material der Kirchenbücher nach Gemeinden und Jahren geordnet. Die Familiennamen und Herkunftsorte oder Gebiete sind dabei besonders berücksichtigt. Am Schlusse findet sich ein Register der Emigrantennamen und der Einwanderungsorte. Es sei für ostpreußische Familienforscher noch besonders hervorgehoben, daß sich an dieser Stelle auch eine ganze Reihe Nachrichten über Salzburgische Emigranten finden, über Eheschließungen, Taufen und Sterbefälle.

auch wenn diese Emigranten selbst fast alle nur auf der Durchreise nach Ostpreußen waren. Überhaupt stellt das Material des Buches eine Fundgrube der Familienforschung dar und ist gleichzeitig eine unbedingt notwendige Vorarbeit für eine moderne anthropologische Untersuchung der heute dort lebenden Bevölkerung.

Werner Essen.

Paul Ernst, Geschichten von deutscher Art. 1928. München. Verl. G. Müller. Preis Lwd. Mk. 10.—.

Die Gesellschaft für die Paul-Ernst-Spende läßt die gesammelten Werke dieses deutschen Dichters erscheinen, um ein schnelleres Eindringen in die besinnlichen Kreise des deutschen Volkes zu ermöglichen. In kurzen Erzählungen wird im vorliegenden Bande die Eigenart deutschen Denkens und Empfindens geschildert, eindringlich und zugleich unaufdringlich wird deutsche Wesensart, ihre Stellung zu Weltanschauungsfragen, dem Leser nahe gebracht, für die, wenn auch überdeckt, im Volke noch vorhandenen sittlichen Werte eingetreten. Alle, die an der Not der Zeit leiden, die um deutsches Wesen kämpfen, für eine ihm entsprechende Weltanschauung eintreten und diese auch in der Dichtung suchen, ohne Zugeständnisse an den Modegeschmack, mögen zu den Werken von P. Ernst greifen.

Moser.

Ignaz Göth: Sagen aus Südwestmähren. Znaim 1929, Verlag Fournier & Haberler. 64 Seiten.

Diese landschaftlich auf das Gebiet von Znaim, Mißlitz, Mährisch-Kromau und Zlabings begrenzte Arbeit wurde im Auftrage der „Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde im Znaimer Ländchen" herausgegeben. Sie umfaßt etwa 130, zum größten Teil noch unveröffentlichte Sagen aus diesem deutschen Grenzgebiete, die einigen Wert besitzen und landschaftliche Sonderprägung zeigen. Leider muß die Anordnung des Stoffes teilweise als verfehlt angesehen werden. Schwerer aber wiegt die „romantische" Wiedergabe einzelner Sagen, wie etwa der von der Tayafee, Thayana, der Nymphenkönigin Felizitas und anderer. Ausgemerzt werden müßten in einer etwaigen zweiten Auflage manche von den an Schauerromane erinnernden Rittersagen und die mythologischen Deutungsversuche auf S. 36, 37, da sie mit den dort angeführten Sagen nichts zu tun haben. Überhaupt wäre auf die einfache und ungeänderte Wiedergabe von Sagen, wie sie in dem Büchlein etwa Ferd. Netounschek am besten trifft, mehr Gewicht zu legen.

Trotz dieser Fehler bedeutet das Büchlein einen Erfolg für die Znaimer Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde und zeigt ihr einen Weg, der, konsequent beschritten, noch viel tiefer in das Volksleben dieses deutschen Grenzgebietes führen könnte.

Alfred Karasek.

H. Güthlein und J. M. Ritz: Das Feuchtwanger Heimatmuseum. 38 S., 93 Abb. Dr. Benno Filser Verlag G. m. b. H., Augsburg 1929. Preis Mk. 3.—.

Es wird kaum eine andere deutsche Stadt von der Größe Feuchtwangens geben, die ein so reiches heimatkundliches Museum besitzt. Der vorliegende Führer gibt auch dem, der nicht selbst den Anblick dieser Schätze genossen hat, ein gutes Bild der vielseitigen Sammlungen, die vor allem an Schränken, an Zinnsachen und Töpfererzeugnissen Sehenswertes aufweisen. Einführung und Beschreibung sind knapp aber wohl abgewogen. Die neue Sammlung „Führer durch die bayerischen Orts- und Heimatmuseen" wird mit dieser Veröffentlichung, deren ausgezeichnete Bilder von J. M. Ritz aufgenommen wurden, in vielversprechender Weise eingeleitet. H. Zeiß.

Walter Gusmann: Wald- und Siedlungsfläche Südhannovers und angrenzender Gebiete etwa im 5. Jahrh. n. Chr. (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens, Bd. 36.) 114 S., 1 Karte. Hildesheim u. Leipzig 1928, Verlagsbuchhandlung A. Lax. Preis Mk. 6.—.

Eine künftige Siedlungsgeschichte des deutschen Mittelalters bedarf als Ausgangspunkt einer möglichst genauen Karte der Verteilung von besiedeltem und unbesiedeltem Land vor dem Beginne der Rodungsbewegung. Die Herstellung einer solchen Karte hängt von den Vorarbeiten innerhalb der einzelnen Landschaften ab, und jede neue Untersuchung über ein Teilgebiet ist deshalb sehr willkommen.

Im einleitenden Abschnitt behandelt G. hauptsächlich die Grundlagen, die er aus allgemeiner und Pflanzen-Geographie, Geologie, Vorgeschichte, Orts- und Flurnamenforschung gewonnen hat. Leider fehlt eine Darstellung der geschichtlichen Verhältnisse, bei deren Ausarbeitung dem Verfasser vermutlich die Unhaltbarkeit verschiedener von ihm ungeprüft aus Arnolds „Ansiedlung und Wanderungen der deutschen Stämme" übernommenen Aufstellungen zum Bewußtsein gekommen wäre. Aus „heim"- und „hausen"-Orten ohne weiteres auf fränkische Besiedlung zu schließen, ist heute nicht mehr möglich. Nicht minder willkürlich ist es, die Entstehung von Orten auf „stett"

und „aha“ (u. a.) über das Jahr 500 hinaufzurücken. G. spricht gelegentlich so gesunde kritische Ansichten über den siedlungsgeschichtlichen Wert der Ortsnamen aus, daß man gerne wünschen möchte, er hätte diese Kritik noch weitergeführt. Allerdings standen ihm anscheinend die nötigen sprachgeschichtlichen Unterlagen nicht zur Verfügung; denn das sehr ausführliche Orts- und Wüstungsnamenverzeichnis gibt zu den heutigen Namen mitunter Quellenbelege an, deren Unstimmigkeit auffällt. (Z. B. Beulshausen: „Beseleshusen“; Eschershausen: „Ekwardeshus“; Wohlbrechtshausen: „Wilmereshusen“.) — Unter den vorgeschichtlichen Funden kann Einzelfunden nicht, wie hier geschehen, grundsätzlich gleiche Bedeutung wie anderen beigemessen werden; es sei nur an die nicht selten nachgewiesene Verschleppung von Steinbeilen erinnert. —

Im besonderen Teil behandelt G. die Verhältnisse innerhalb der kleineren landschaftlichen Einheiten (wie Reinhardswald, Leinetal); seine eingehenden Darlegungen werden erst an Hand der geologischen Karte 1 : 25 000 voll verständlich. (Es ist sehr schade, daß der ausgezeichneten Übersichtskarte 1 : 200 000 nicht statt oder neben dem gewiß dankenswerten Deckblatt mit den Wüstungen ein solches mit — entsprechend vereinfachten — geologischen Eintragungen beigegeben ist.) Doch zeigt schon die Karte 1 : 200 000 sehr deutlich den grundlegenden Unterschied zwischen den seit alters im wesentlichen waldfreien Talniederungen, insbesondere der Weser und der Leine und dem Hügelland, das mit geringen, durch die Bodenart bedingten Unterschieden bis zur mittelalterlichen Rodung bewaldet war. Die Berichtigungen, welche sich aus den oben erwähnten Gründen ergeben werden, dürften zwar die genauere Linienführung, nicht aber die großen Grundzüge berühren, deren Herausarbeitung ein bleibendes Verdienst G. ist. Seine Arbeit wird naturgemäß in Hannover und den Nachbarlandschaften besondere Teilnahme erwecken; doch darf sie, da solche Versuche nicht allzu zahlreich sind, weit darüber hinaus Aufmerksamkeit beanspruchen, zumal sie es nicht versäumt, allgemeine Schlußfolgerungen aus den Beobachtungen an dem behandelten Gebiete zu ziehen.

H. Zeiß.

Adolf Häberle: Die Zunftaltertümer des Museums der Stadt Ulm. 156 S., 3 Textabbildungen, 29 Tafeln. Verl. d. Museums der Stadt Ulm, 1929.

Nach dem bereits früher erschienenen vor- und frühgeschichtlichen Verzeichnis von Goeßler und Veeck (das gute Bilder vor allem von Hallstatt- und Merowingerfunden enthält) finden nunmehr auch die selten reichen Zunftaltertümer des Museums eine treffliche Behandlung. Hier sei besonders auf die große Zahl von Meisterbildern bereits seit dem Ende des 17. Jahrhunderts hingewiesen, die sich auf den Schreinen verschiedener Zünfte befinden und — gleich anderen Zunftaltertümern — überaus wertvolle Quellen für die Familiengeschichte und für die gesamte Geschichte der Stadtbevölkerung darstellen. Der sachkundige Bearbeiter, Kustos A. Häberle, ist den Lesern von V. u. R. bereits durch den Aufsatz über die hübschen Rommelfiguren (V. u. R. 1927, 223 ff.) bekannt.

H. Zeiß.

Herbe Jugend. Gedichte von Hugo Otto Kleine. 1929. Wellersberg-Verlag. Lindenthal-Leipzig. Preis: Mk. 3.20. —

Der Verf., ein junger Arzt in Heidelberg, in Kollegenkreisen schon anerkannt durch seine „Klinische Sonette“ erhebt für die durch den Krieg gereifte Jugend seine Stimme; sie hat Anspruch gehört zu werden. In knapper, gedrängter Form gedenkt er der jugendlichen Helden und ihrer Toten; mit glühender Vaterlandsliebe geißelt er den Hader und Streit, die deutsche Zerrissenheit, fordert er Überwindung des Erbübels der Deutschen, durch die alle einende Liebe zum Vaterland. So kurz und treffend wie in der „Losung“ wurde der Adel deutschen Wesens selten erfaßt.

Moser.

Dr. Georg Leibbrandt: Die Auswanderung aus Schwaben nach Rußland 1816 bis 1823. Ein schwäbisches Zeit- und Charakterbild. 212 S. Ausland und Heimat-Verl. Stuttgart 1928.

Der vorliegende 21. Band der kulturhistorischen Reihe der Schriften des Deutschen Auslands-Instituts Stuttgart füllt sicher eine Lücke in der Betrachtung der Geschichte und der kulturellen Würdigung der schwäbischen Ostlandwanderung aus. Der Verfasser, selbst ein Schwabe aus dem Osten, hat außer allem gedruckten Material vor allem die Original-Auswanderungsquellen in Deutschland, besonders in Württemberg selbst durchforscht. Demzufolge liegt der Schwerpunkt der Arbeit auf der Untersuchung der Auswanderung und ihrer Beweggründe. Letzteres erforderte eine eingehende Würdigung der religiös-kirchlichen Zustände in Württemberg und der verschiedenen dort entstehenden Sekten. Neben die so entwickelten wirtschaftlichen und vor allem religiösen Momente im Lande traten nun

besonders günstige äußere Bedingungen, die eine Auswanderung gerade nach Rußland begünstigen. Dabei spielt die Persönlichkeit der Frau von Krüdener und die russischen Kolonisationsbestrebungen eine hervorragende Rolle. Ein zweiter kürzerer Teil schildert den Auszug selbst, der über Südrußland bis ins Wolga- und Kaukasusgebiet führt.

Die Schilderung der religiösen Motive der Auswanderung zeugt von einem besonders tiefen Verständnis, das wohl auf der bis heute anhaltenden religiösen Eigenart der Schwarzmeerdeutschen beruht, zu denen der Verfasser gehört. Bemerkenswert ist die Zusammenfassung der verschiedensten Quellen zu einem interessanten kulturgeschichtlichen Gesamtbild. Bei der interessanten Arbeit haben wir nur bedauert, daß außer der Zahl der auswandernden Familien und deren Auswanderungsarten nicht auch die Familiennamen und die näheren Familienverhältnisse genannt sind. Das hätte für familienkundliche und anthropologische Untersuchungen recht wertvoll werden können.

Werner Essen.

Dr. Friedrich Losch: Die Brautwerbungssage der deutschen Spielmannsdichtung. 1. König Oswald. VII und 142 Seiten. 8° (mit 19 Abbildungen). Im Kommissionsverlag der Süddeutschen Monatshefte, München 1928.

Der Rabe und Hirsch der Oswalddichtung haben es dem Verf. angetan. Der erstere, der als Bote verwendet wird, erinnert an die Raben Odins und an Botschaften, die gelegentlich in Vogelgestalt ausgerichtet werden. Der Hirsch, der den Heidenkönig fortlockt, ein Meisterstück der Goldschmiedekunst, gehört, ob er nun als wunderbarer Automat gedacht ist oder ursprünglich einen Menschen in sein hohles Innere aufzunehmen bestimmt war, der sich damit in einen Hirsch verwandelt, zu den vielen einen Jäger fortlockenden Hirschen in Sage und Märchen. Was er mit einem Sonnenhirsch zu tun haben soll, ist nicht einzusehen. Diese beiden Tiere führen aber nach L.s Meinung zwangsläufig zur Auffassung, daß allen einzelnen Gestalten der Erzählung sowie auch ihrer Handlung ein Sonnenmythos zugrunde liege.

Ebensowenig wie auf die Sonne läßt sich der Hirsch des Oswald auf Balder deuten, was für den Verf. ziemlich aufs selbe hinausläuft. Wo erscheint Balder hirschgestaltig? Von Freyr — den er aber von Balder trennt — ist solche Tiergestalt gelegentlich vorauszusetzen, da, wo er den Riesen Beli mit einem hjartarhorn statt eines Schwertes tötet, ohne daß ich ihn deshalb hier hereinziehen möchte. Auch der auf dem Kessel von Gundestrup abgebildete hirngehörnte Gott mit dem Hirsch neben sich ist nicht Balder, sondern der gallische Cernunnos.

Auf festerem Boden stünde L. nur, wenn er zeigen könnte, daß die Oswaldgeschichte in wesentlichen Zügen übereinstimmte mit einem Baldermythos, der überliefert, nicht ad hoc ersonnen ist. Balders Gattin Nanna soll die Sonne sein. Die Frauengestalt, die dem sterbenden Gott sonst zur Seite steht, ist aber nicht die Sonne. Ostara ist in L.s Augen dasselbe wie Nanna und auch nur ein Beiname der Sonnengöttin. Schon der Name selbst aber widerspricht dieser Auffassung. Denn germ. Austrō ist genau dasselbe Wort wie lit. aušra „Morgenröte und deren Göttin". Die Austro ist wohl ihrem Wesen nach nichts anderes als Aurora, Eos usw. nur in der Zeit des Lenzes, der sich längenden Tage, des frühen Morgenlichtes, besonders verehrt; ein Beiwort für die Sunna selbst ist ahd. Ostara sicher nicht. Auch andere Etymologien sind verfehlt, so die von Salunders und von Trougemunt, das von der Nebenform Trāgemunt „Dragoman (arab. targomān)" nicht zu trennen ist.

Das Gewagteste in dem Buche ist die Voraussetzung, daß der Naturmythos, den L. hinter der Oswaldgeschichte sucht, im 15. Jahrh. als solcher noch verstanden und in Bildwerken zum Ausdruck gebracht worden sei.

Wenn wir aber auch L.s Standpunkt nicht teilen, steckt doch auch für uns altgermanische Überlieferung genug im Oswald. Mit Händen zu greifen und längst aufgefallen ist die Ähnlichkeit der ganzen Handlung mit der Hildesage. Die Art der Entführung, die Schlacht mit dem nachsetzenden Vater der Geraubten und — vor allem ins Gewicht fallend — die Wiedererweckung der Toten sind übereinstimmende Züge. Germanische Heldensage hat also hier sichtlich eingewirkt. Und wer etwa versuchen wollte, weiter zur Göttersage zu gelangen, müßte sich an die ältere und ungetrübtere Überlieferung der Hildesage halten, deren ursprünglicher Schauplatz das noch nicht germanische Südufer der Ostsee gewesen ist, nicht an ihre Verschmelzung mit einem Legendenstoff und ihre spielmannsmäßige Ausgestaltung in einer Zeit, die alles Heidnische in den Orient verlegte.

Das „König Oswald" bietet übrigens gegenüber seinem Buch „Balder und der weiße Hirsch" aus dem Jahre 1892, auf das er sich im Vorwort beruft, kaum neue Gesichtspunkte. Auch jene ältere Veröffentlichung war keineswegs überzeugend, hat aber allerdings als interessante Belegsammlung bis heute ihren Wert behalten. Rudolf Much.

Adolf Moepert: Die Anfänge der Rübezahlsage. (Greifswalder Dissertation.) 136 S. Leipzig 1928. Verlag Herm. Eichblatt. Preis: geh. RM. 6.20, gebunden RM. 8.—.

Die Arbeit, die auch in der Sammlung „Form und Geist" erschienen ist, beschäftigt sich eingehend mit der bisherigen Rübezahlforschung, sodann mit der Natur des Gebirges und des Berggeistes, mit dem ältesten Rübezahlzeugnis (das nicht, wie zuletzt angenommen, aus dem 15. Jahrhundert, sondern von 1561 stammt), und endlich mit dem Namen des Berggeistes, der „Laborantensage" (jüngeren Zutaten) und mit der Lokalisierung der Sage. Sie wird hinkünftig für jede eingehende Beschäftigung mit Rübezahlfragen unentbehrlich sein. Wenn am Schluß die Bodenständigkeit des Geistes im Riesengebirge, wohl mit durchschlagenden Gründen, verfochten wird, so überrascht um so mehr, daß der Name Rübezahl auf welsche Einwanderer des 16. Jahrhunderts zurückgehen soll (S. 70 f.). Es ist sehr unglaubhaft, daß der Name aus einem deutschen (rü = rauh) und einem italienischen Bestandteil (pezzale) zusammengesetzt worden sei, abgesehen davon, daß der Verfasser nicht den Beweis erbracht hat, daß im Kärntner Heimatgebiet der Welschen oder an ihrem neuen ostmitteldeutschen Aufenthaltsort noch die Form ru im 16. Jahrhundert weiterlebte. Auch scheint die Gleichsetzung des tschechischen Namens Krkonoš (für das Riesengebirge und zugleich für Rübezahl) mit pezzale (beides soll Kappe, übertragen Nebelkappe der Berge bedeuten) keineswegs so sicher, wie der Verfasser dies hinstellt; zum mindesten wäre eine Auseinandersetzung mit B. Schier (Zeitschr. f. Ortsnamenforsch. 2, 61 ff.) nötig gewesen. Es ist nach wie vor wahrscheinlicher, Rübezahl als „Rübenschwanz" (mhd. zagel) zu erklären, wobei offen bleiben mag, ob dies etwa eine volksetymologische Deutung eines unverstandenen Namens ist; nach der Lage der Dinge wäre ja slawische Herkunft des Geistes nicht ganz unmöglich. Damit würde die Rübezahlsage zu jenen zu stellen sein, die ganz oder teilweise einem fremdvölkischen Vorstellungskreise entlehnt sind. H. Zeiß.

P. Sartori: „Westfälische Volkskunde". 2. verbesserte Auflage. 230 S., 18 Tafeln. Sammlung „Deutsche Stämme — Deutsche Lande". Quelle & Meyer, Leipzig. Geb. Mk. 4.50, Leinenbd. Mk. 5.80.

Sartoris Westfälische Volkskunde war einer der ersten Bände, die unter Leitung von der Leyens im Jahre 1922 in der Sammlung „Deutsche Stämme — Deutsche Lande" herauskamen. Gerade die Westfälische Volkskunde bedeutete überhaupt und von Grund aus etwas Neues, da sie in der ganzen Behandlung und vor allem Gruppierung des gesamten volkskundlichen Stoffes neue, eigene Bahnen ging. Zum erstenmal ist hier im Rahmen der Volkskunde mit dem naturgegebenen und durch die jahrtausendelange Arbeit der Generationen gewordenen Land, der eigentlichen Grundlage des Volkslebens und der Kultur begonnen worden. Folgerichtig hat Sartori daran Siedelung, Haus und Hof geschlossen und ging dann erst zur Einzelbetrachtung von Tracht, Sprache, Dichtung, Glaube und Brauchtum über. Dabei ist noch ganz besonders bemerkenswert, daß wiederum Sartori als einer der ersten den Mut hatte, das vielfach mißbrauchte Wort Aberglaube durch „Beiglaube" zu ersetzen, womit unvergleichlich viel besser das gekennzeichnet ist, was man in der wissenschaftlichen Volksforschung unter all den Glaubenselementen versteht, die bis zum heutigen Tag neben der christlichen Glaubenslehre sich seit den heidnischen Vorväterzeiten lebendig erhalten haben. Hier aber ist nun besonders bemerkenswert, daß Sartori nicht diese Bezeichnung neu geschaffen hat, etwa im Widerspruch zum eigenen Volksempfinden, sondern daß er diese Benennung aus dem eigenen Volk geschöpft hat, denn er sagt selbst S. 74: „Fast unübersehbar, wie überall, sind die Formen, in die der neben den christlichen Lehren herlaufende Aberglaube — der Westfale nennt ihn Bîglôwe — sich einkleidet."

Bei der Behandlung des Brauchtums folgt er der üblichen Einteilung, er stellt die Hauptstufen des Menschendaseins mit den Untergruppen Kindheit und Jugend, Hochzeit, Tod an die Spitze und schaltet nun aber vor den Zeiten und Festen des Jahres noch das Kapitel Leben und Arbeit ein. Hier kommt eine Unsumme von scheinbaren Nebensächlichkeiten zu ihrem Recht, die bei der volkskundlichen For-

schungsarbeit und ihrer Darstellung vielfach recht stiefmütterlich behandelt werden, indessen aber von nicht geringer Bedeutung sind für die Beurteilung des gesamten Volkstums. Ich greife zur Kennzeichnung nur ein paar Schlagworte heraus, die schon für sich allein genug sagen: Die Tagesmahlzeiten und die verschiedenen Gerichte, Brot- und Kuchenbacken, Wein und Bier, Viehzucht, Aussaat und Ernte, die letzte Garbe, Beerensammeln, Flachsbau und -bearbeitung, Spinnstuben, Dienstboten, Nachbarschaft, Volksbelustigungen und -zeitvertreib, Volksjustiz, Gemeindeangelegenheiten, die Marken.

30 Seiten Anmerkungen mit ausführlichen Quellennachweisen machen die Westfälische Volkskunde von Sartori zu einem ungemein wertvollen Nachschlagewerk für die allgemeine Volkskunde; betrachtet man außerdem noch den rein methodischen Wert, so liegt hier ein Buch nunmehr in 2. Auflage vor, das weit über die Grenzen seines engeren Stammesgebietes, das es behandelt, hinaus bedeutungsvoll und fruchtbringend ist für die Volkskundeforschung im ganzen deutschen Sprachgebiet.

Fr. Lüers.

Walter Scheidt: Einführung in die rassenkundliche Abteilung. Hamburgisches Museum für Volkskunde. Hamburg: Friederichsen, de Gruyter 1928. 28 S. kl. 8°. Mk. —.50.

Das Heft ist das erste einer Reihe von Führern durch das Hamburgische Museum für Völkerkunde, die der obige Verlag herausbringen wird. Es ist eher eine kurze, bündige Einführung in das Wesen der allgemeinen erbbiologischen Rassenkunde als ein Museumsführer: nicht eine trockene, zusammenhangloſe Beschreibung der einzelnen Museumsobjekte bildet seinen Inhalt, wie das im allgemeinen bei Museumsführern der Fall zu sein pflegt; vielmehr erscheinen die in lebendiger Darstellung des Wissensgebietes gegebenen Hinweise auf die Museumsobjekte nur als Ergänzung dieser Darstellung, und für den Museumsbesucher wird die Betrachtung der Objekte an Hand der Scheidtschen Einführung zu einer geschlossenen Lektüre über das Kapitel: Allgemeine erbbiologische Rassenkunde. Diese pädagogische Wirkung ist der große Vorzug der neuartigen Darstellungsweise sowohl für den Besucher, wie für die Wertung der zur Schau gestellten Objekte.

Die Darstellung gliedert sich in 2 Hauptteile: 1. Begriffsbestimmungen und Grundtatsachen der erbbiologischen Rassenkunde, 2. Mittel der Forschung. — Die rassenkundliche Schaustellung des Hamburger Museums für Völkerkunde veranschaulicht Grundtatsachen der allgemeinen Rassenkunde: Erblichkeitslehre, Lehre von den Ursachen erscheinungsbildlicher Unterschiede, von Siebung und Auslese. Daß sich über diese Grundtatsachen unterrichten muß, wer sich mit Rassefragen beschäftigen will, ist eine durchaus zu unterstreichende Forderung des Verfassers, die zumal auch für Verfasser und Leser populärer Rassenbücher gelten sollte. Die Definition: „menschliche Erbgeschichte oder Genetik genannt, ist der Inhalt der Anthropologie", erscheint Ref. zu eng, läßt sie doch die Abstammungslehre, die gesamte rassenmorphologische Kraniologie, Osteologie (einschließlich der ganzen prähistorischen Anthropologie) und auch die auf massenstatistischen Querschnitten fußende Anthropographie unberücksichtigt. Die spezielle Rassenkunde soll im Hamburger Museum in den einzelnen völkerkundlichen Abteilungen zur Darstellung kommen: „eine wahre Kulturgeschichte der Völker (ist) ohne Rassenbiologie ebensowenig möglich, wie eine Rassenbiologie ohne Berücksichtigung der Umwelt, der Lebensbedingungen, der Natur des Landes, der umgebenden Menschen und der künstlichen Erhaltungshilfen." Diese Erkenntnis der gegenseitigen Bedingtheit, die auf ethnologischer wie anthropologischer Seite schon zu vielfacher Förderung und Vertiefung der Forschung geführt hat, wird im Hamburger Museum also auch museal zur Geltung kommen.

Die Besprechung der Mittel, bzw. Arbeitsweisen, die der Rassenforschung zur Verfügung stehen, enthält einige für Laienfreunde der Rassenkunde wichtige Hinweise: Nicht die Feststellung körperlicher Merkmale an sich ist der Zweck körperlicher Rassenstudien, sondern deren Verhältnis zum Organismus und zu den auf den Organismus wirkenden Faktoren, mit anderen Worten, deren Auslesewert. Schlüsse über den Zusammenhang von körperlichen und seelischen Eigenschaften, aus dem Vergleich ganzer Rassen- und Kulturkomplexe gewonnen, gestatten keine Rassendiagnose einzelner Personen. Die individuellen Möglichkeiten können nicht aus dem Erscheinungsbild, sondern nur nach dem Familienerbbild beurteilt werden.

Das Heft ist hervorragend geeignet, in Verbindung mit der Schaustellung, auf die es sich bezieht, ernstes Interesse für Fragen der Rassenforschung zu wecken.

Michael Hesch.

Hermann Schneider, Germanische Heldensage. 1. Band (Grundriß der germanischen Philologie XI), Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1928. X und

442 S. 8°. Preis Mk. 15.—, geb. Mk. 17.—.

Gustav Roethes Gedächtnisse ist das Werk gewidmet, aber stärker ist in ihm wohl noch der Einfluß Andreas Heuslers, dessen hochverdienten literargeschichtlichen Positivismus Schneider z. T. noch überhöht. Die Heldensage wird zur reinen Literaturgeschichte, obgleich die Heldenlieder, die hinter ihr stehen, gerade nach Heusler etwas bis in die Knochen Unliterarisches sind, wie die germanische Dichtung auf alter Stufe überhaupt. Eine umfangreiche, übersichtliche Einleitung (42 S.) sucht den Begriff „Heldensage" zu klären und brauchbar zu machen als Grundlage der Forschung. Der Erfolg ist ein bedeutender. Der Grundsatz, nicht mehr anzunehmen, als wozu die Quellenlage zwingt, d. h. das Verfahren des mindesten Zugeständnisses an das Überlieferte, bewährt sich in der Praxis, obgleich es nicht schwer ist, einzusehen, daß es theoretisch eine Korrektur der Wirklichkeit, und zwar gewiß oft eine erhebliche, bedeutet. Straffheit und Klarheit wird auch dadurch erzielt, daß Schneider zuerst die einzelnen, in knappem Auszuge wiedergegebenen Sagen literargeschichtlich auf Abhängigkeit, Einflüsse, schrittweises Anwachsen usw. hin zergliedert (analytischer Teil S. 57 bis 377), um sie dann in einem zweiten Hauptabschnitte, den gewonnenen Ergebnissen entsprechend, wieder aufzubauen (synthetischer Teil S. 378—442). So müssen Annahmen nach der einen Richtung auch nach der anderen eine Art Gegenprobe bestehen. Ermanarich, Hilde, Nibelungen, Dietrich, Walther, Wolfdietrich werden in diesem ersten Bande behandelt und die Untersuchung verdichtet sich zum Schlusse zu einem literargeschichtlichen Gesamtbilde der Heldendichtung in ihren beiden Blütezeiten, der altgermanischen und hochmittelalterlichen. Freilich bleiben auch bei dieser Betrachtungsart, die sich von Problematischem und Hypothetischem, z. B. den Fragen der Herkunft der Heldendichtung, möglichst ferne hält, der Schwierigkeiten, ja Unsicherheiten, genug. Das liegt im Gegenstande und wird nicht bemäntelt. Leicht zu lesen ist das Buch daher nicht und es fordert, so bestimmt es auch schließlich mit gewissen Grundzügen hervortritt, doch nicht Hinnehmen, in Bausch und Bogen, sondern quellennahes Mitarbeiten. Die germanische Heldensage ist ein Gegenstand solcher Größe und Weite, daß sie durch eine einzelne Betrachtungsart gewiß nicht ausgeschöpft werden kann, und spätere Geschlechter, auch spätere Forschung, werden immer wieder von Neuem mit ihr um ihren innersten Gehalt ringen müssen. Schulmeinung, Lehrmeinung, persönliche Einstellung, soweit sie hereinragen müssen, sind im Grunde nur Mittel zum Zwecke der Zusammenfassung, die ohne solche Leitgedanken vielleicht überhaupt nicht zu erreichen ist und, wie sie hier vorliegt, über das Zeitbedingte aus sich heraus hinauswächst. Das Werk wird, wenn der zweite Band vorliegt, zum ersten Male einen geschlossenen Überblick über die ganze germanische Heldensage von einem einheitlichen Gesichtspunkte aus bieten, und schon der erste Band läßt erkennen, daß die Vollständigkeit, Durchdachtheit, in sich ausgeglichene Durchführung und Stoffnähe des Ganzen eine Leistung ersten Ranges ergeben wird.

Wolfgang Schultz, Görlitz.

Wilhelm Schremmer: „Schlesische Volkskunde". 190 S., 18 Abb. Priebatsch's Verlag, Breslau, Oppeln und Hindenburg (Oberschlesien). Geb. Mk. 4.50.

Das Buch atmet von der ersten bis zur letzten Seite eine eigenartige Luft, schlesische Heimatluft. Diese Volkskunde ist nicht nach vorhandenen schriftlichen, literarischen Quellen zusammengestellt und bearbeitet, sondern sie ist vom Verfasser „erwandert" worden. Darum ist ihr auch nicht nur eine besondere Art eigen, sondern diese Art erinnert lebhaft an Werke wie etwa von Wilhelm Heinrich Riehl, dem man ja nicht ohne Berechtigung den Namen „der große deutsche Wanderer" gegeben hat. Wer sich je mit dem Studium der Eigenart eines Volkes und sei es eines noch so eng begrenzten Teilstammes befaßt hat, der weiß, daß einem die wahre und einzige Erkenntnis nicht dadurch aufgeht, daß man sich in die Bücher all derer vergräbt, die vielleicht früher oder später, mehr oder weniger ausführlich diese Dinge schon einmal bearbeitet haben, sondern indem man zunächst einmal selbst engste Fühlung und Verbindung mit diesem Volk sucht, dessen Wesen und Eigenart, dessen Sprache, Glaube und Brauchtum man zum Gegenstand seiner wissenschaftlichen Forschungsarbeit gewählt hat.

Der schlesischen Volkskunde von Schremmer kommt aber gerade in unserer Zeit noch eine ganz besondere, vaterländische und völkische Bedeutung zu. Der Verfasser hat mit bestimmter Absicht der Betrachtung des Volkstums in Oberschlesien im Rahmen der gesamten schlesischen Volkskunde weitesten Raum gegeben.

Ohne jegliche tendenziöse Färbung, in durchaus, geradezu nüchterner Sachlichkeit, die aber gerade darum um so beweiskräf-

tiger ist, zeigt er die Jahrhunderte alten nie zerissenen und darum unlösbaren Zusammenhänge auf, zwischen dem gesamten schlesischen Land und Volk und dem Teil, den ein wahnsinniger Gewaltspruch davon loszureißen versucht hat.

Hier wird durch die Ergebnisse eindeutig gezeigt, wie die wissenschaftliche Forschung staatspolitisch im Interesse der Gerechtigkeit ausgewertet werden kann, ja sogar ausgewertet werden muß.

Die Einteilung des Buches ist unter diesen Gesichtspunkten eine ungemein glückliche. Es beginnt mit Siedlung, Haus und Hof, daran schließt sich Sprache und Dichtung, wobei dem schlesischen Volkslied ein besonders weites Feld eingeräumt wurde, dann folgt Sage und Märchen, Tanz, Tracht und Volkskunst und schließlich noch das Brauchtum. Gleichsam als Krönung und Ziel des ganzen Werkes bildet das Kapitel „Der Schlesier" den Schluß. Was sich aus den vorausgehenden Abschnitten für die Beurteilung des Volkscharakters ergeben hat, wird hier scharf und kurz noch einmal zusammengefaßt.

Die Angaben des Schrifttums für die einzelnen Kapitel sind ungemein fleißig zusammengestellt; für die Erleichterung der Benützung des Buches auch als Nachschlage- und Handbuch namentlich für die Lehrer hätten wir uns nur noch ein ausführliches Schlagwortverzeichnis gewünscht.

Fr. Lüers.

Friedrich Sprater: Die Urgeschichte der Pfalz. 2. Aufl. (Veröff. d. Pfälz. Ges. z. Förd. d. Wiss., Bd. 5). 132 S., 139 Abb. Verlag der Pfälz. Ges. zur Förd. d. Wiss.; Auslief. f. d. Buchh.: Dr. E. Jaegersche Buchhlg., Speier. Preis RM. 6.—.

Die pfälzische Urgeschichte Spraters besitzt den Vorzug, bei streng wissenschaftlicher Beurteilung des Gegenstandes allgemein verständlich zu bleiben. Im einleitenden Abschnitt werden die Denkmalgruppen (Gräber, Siedlungen, Kultdenkmäler, Depotfunde und Werkstätten) übersichtlich besprochen und die Besiedlung der Pfalz in vorrömischer Zeit geschildert. Daran schließt sich die Behandlung der einzelnen Kulturstufen von der Altsteinzeit bis zur Römerherrschaft, welcher der Verfasser ein eigenes Werk gewidmet hat. Eine reiche Anzahl guter Abbildungen dient der Erläuterung und Veranschaulichung. Das Buch ist aus der erfolgreichen Tätigkeit des Verfassers als Direktor des Hist. Museums der Pfalz in Speier hervorgegangen. Der rasche Absatz der früheren Auflage spricht besser als jede Empfehlung für seine Vorzüge.

Frankfurt a. M. H. Zeiß.

Otto Stolz: Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden. 2. Bd. 346 S., 17 Taf. Verlag R. Oldenbourg, München 1928. Brosch. RM. 14.50.

Von dem vorliegenden Werk, das die Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung Leipzig und das Institut für Sozialforschung in den Alpenländern an der Universität Innsbruck herausgeben, ist der 1. Band bereits in Volk und Rasse 3 (1928) 191 f. gewürdigt worden. Der 2. Band enthält einige Nachträge zum ersten, welche die einstige Ausbreitung des Deutschtums im heutigen Welschtirol, besonders im Fersental, betreffen. Die Hauptaufgabe des 2. Bandes ist die eingehende Darstellung der Ausbreitung des Deutschtums zwischen Bozen und Salurn und im benachbarten Nonsberg und Fleimstal, d. h. die deutsche Ansiedlung in dem äußersten Teil des geschlossenen Sprachgebietes, der heute am meisten der Gefahr der gewaltsamen Verwelschung ausgesetzt ist. Der Verfasser untersucht ausführlich, nach Gerichten und Gemeinden vorgehend, die ehemaligen Herrschaftsverhältnisse, die Orts-, Hof-, Flur- und Geschlechtsnamen, die Verwendung der deutschen Urkundensprache und die Angaben über die deutsche Volks- und Sprachzugehörigkeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts; für das 19. hat der 1. Band bereits das Nötige dargetan. Das umfangreiche, mit großer Sorgfalt gesammelte Material wird in rein wissenschaftlicher Weise vorgelegt, und gibt in dieser zurückhaltenden, bei eingehendem Studium aber ungemein aufschlußreichen Darbietung ein überaus eindrucksvolles Zeugnis für das Heimatrecht des deutschen Volkes und der deutschen Sprache südlich des Brenners ab. Die Tafeln bringen gute Proben deutscher Urkunden des 13. bis 15. Jahrhunderts aus Südtirol. Es ist dringend zu wünschen, daß die mühevolle Arbeit die ihrem Wert entsprechende Verbreitung findet. Wenn die geschichtliche Wahrheit über die Entwicklung der Südtiroler Verhältnisse zum Durchbruch gelangt, so ist damit wenigstens ein Schritt zur Änderung des Unrechts der letzten Jahre getan.

Frankfurt a. M. H. Zeiß.

Walter Sturm, Das Deutschtum in Litauen, Taschenbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums Heft 16b, 17. S. 1. Karte, 1929. Deutscher Schutzbund-Verlag Berlin.

Schlagwortartig gibt das kleine Heft die wichtigsten Zahlen an über die Volksverteilung von Deutschen, Litauern, Polen, Juden, Russen usw., sowie über die der Bekenntnisse, den Stand der Schulbildung,

Verteilung der Berufe auf die verschiedenen Nationalitäten usw. Übersichten über Landeskunde, Siedlungsgeschichte, politische Geschichte und die heutige Lage der Deutschen sowie eine nach Entwurf des Verfassers von A. H. Ziegfeld dargestellte Karte „Das Deutschtum in Litauen" vervollständigen das Heft und lassen es als eine wertvolle Bereicherung des Schrifttumes über das Auslanddeutschtum erscheinen.

B. K. Schultz.

E. Hinrichs: Niedersachsen in Wort und Bild; eine Bilderreihe des Gaues Niedersachsen im Verbande deutscher Amateurphotographen-Vereine. Lübeck 1928, Verlag Franz Westphal. 112 S., 100 Tafeln.

Es war ein glücklicher Griff des Gaues Niedersachsen des Verbandes deutscher Amateurphotographen-Vereine, das Ergebnis eines Diapositiv-Wettbewerbes, der das Gebiet Niedersachsens bildlich darzustellen hatte, in der vorliegenden Form veröffentlichen zu lassen. Mit wahrem Vergnügen muß man die prachtvollen künstlerischen Aufnahmen betrachten, denen ein kurzer, tiefe Heimatliebe bekundender Begleittext des Verfassers beigegeben ist, und wandert mit diesem gewissermaßen an Hand der Bilder durch ganz Niedersachsen, durch Stadt und Land, Heide und Moor, gelangt an die See und erlebt ihre wechselvollen Stimmungen. Man sieht aber auch die Wohnstätten des niedersächsischen Bauern und Städters und einzelne Volkstypen bei der Erfüllung ihres Tagewerkes. Die Bilder vermitteln so einen fast ergreifenden Einblick in das Sein und Leben eines deutschen Kernlandes.

Bruno K. Schultz.

Paul Walther: Schwäbische Volkskunde. 120 S., 20 Tafeln. Sammlung: Deutsche Stämme — deutsche Lande, herausg. von Prof. Dr. F. von der Leyen. Leipzig 1929, Verlag Quelle und Meyer. Preis: geh. Mk. 6.—, Lein. geb. Mk. 7.80.

Nachdem heute bereits eine ganze Reihe volkskundlicher Arbeiten aus einzelnen Gebieten Schwabens vorliegen, ist es als weiterer erfreulicher Fortschritt zu betrachten, daß P. Walther darangegangen ist, das bisher Erarbeitete um Ergebnisse eigener Forschungsarbeit vermehrt in Form einer Gesamtdarstellung der Volkskunde des Schwabenlandes zusammenzufassen. Es war bei der so gestellten Aufgabe für den Verfasser natürlich notwendig, sich größtmögliche Beschränkung gegenüber der Fülle volkskundlichen Stoffes aufzuerlegen und nur das Wesentliche herauszuarbeiten.

Als Erstes behandelt der Verfasser die Grundlagen des schwäbischen Volkstums, das Land und seine Geschichte, wobei beachtenswerte Hinweise auf eine ganze Reihe stammes- und zum Teil auch volksfremder Einschübe an einzelnen Stellen des Landes gegeben sind, wie von vertriebenen Salzburgern, die Freudenstadt gegründet haben, und Piemontesen, die ebenfalls ihres Glaubens wegen vertrieben worden waren. Daran schließt sich eine Betrachtung über Schwabenart und Schwabensprache, zu welch letzterer der Verfasser gute Beispiele in gebundener Sprache und Prosa vorlegt. Der zweite und Hauptteil hat die volkstümliche Kultur, und zwar zunächst Volksdichtung, Sage, Glaube und Aberglaube, Volkswissen um die Natur und dann vor allem Sitte und Brauch in den drei aufeinanderfolgenden Unterabschnitten „Hauptstufen des Lebens", „Kirchliche Festzeiten" und „Alltag" zum Gegenstande. Den Schluß bildet ein Abschnitt über Dorfanlage, Hausbau und Volkstracht, dem noch als Anhang ein kurzer Beitrag über die Schwaben im Auslande angeschlossen ist, welcher einen wertvollen Überblick über die in alle Welt zerstreuten wichtigeren Schwabensiedlungen gibt. Ein reiches Anmerkungsverzeichnis weist auf das verwendete und weiteres Schrifttum über den betreffenden Gegenstand hin und ermöglicht es so, sich über einzelne Fragen auch noch ferner zu unterrichten.

Überblickt man das ganze Buch, so ist neben dem vielen Erfreulichen doch vielleicht das eine auszusetzen, daß es mehr oder weniger wie ein Buch gewordenes Museum über die Volkskultur Schwabens aus dem Zeitraume der letzten 80 bis 100 Jahre anmutet. Mit wissenschaftlicher Gründlichkeit ist der vorhandene Bestand aufgezählt, wobei aber eine Untersuchung über das ursprüngliche Alter und die richtige Zugehörigkeit der einzelnen Formen mangelt. Das, was sich erhalten hat und bis auf uns gekommen ist, sind bis auf wenige Ausnahmen sehr morsche Bruchstücke, denen man es nicht so ohne weiteres ansieht, wie sie ursprünglich zusammengehört haben und ob sie aus wirklich bäuerlicher Kultur oder übernommener mißverstandener städtischer stammen. Sie bedürfen noch der Ergänzung und Wiederherstellung, um sie vor den Augen des Lesers wieder zu voller Wirklichkeit und damit Bedeutung zu erwecken. Erwünscht schiene daher noch ein die Zusammenhänge aufdeckender Vergleich des verwandten Stoffes, der die Mittel in die Hand gibt, die Spreu vom Weizen zu sondern. Das schiene vor allem bei den Einzelabschnitten des zweiten Teiles notwendig.

Das Buch ist vorzüglich ausgestattet und bedeutet auch so eine erfreuliche Ergänzung der bekannten Sammlung Deutsche Stämme — deutsche Lande. Bruno K. Schultz.